Nr. 8 — Leipzig, den 24. Februar — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die Liebe eine stille Energie — Wie uns D. Luther beten lehrt: 1. Das Gebet als notwendiger Ausdruck des christlichen Glaubens — Glaube und Dogma: 5. Epilog — Katholische Toleranz vor fünfzig Jahren — Römische Wiedertäuferei, ein Triumph des Jesuitismus über den Katholizismus — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora: Vom Zentralvorstande; Buchhalter Jubisch †; Gerolstein; Goldisthal; Opferwilligkeit einer Gemeinde; Brasilien; Fürsorge der Schweizer Protestanten für Chile — Verschiedenes: Mischehenerlaß des Münchner Oberkonsistoriums; Protest der Evangelischen Allianz gegen russischen Religionszwang; Vom Zentralausschuß für die innere Mission; Statistisches aus dem Königreiche Sachsen; Retscherkirche in Speier; Petition § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs betreffend — Quittung — Anzeigen

Die Liebe eine stille Energie

Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. 1. Kor. 13, 7.

Die christliche Liebe, eins mit jener Wahrheitsliebe, die mit einem festen, göttlichen Maße die Wirklichkeit mißt und an ihrer Besserung mit offnen Augen arbeitet, ist keine blinde Liebe. Auch wenn wir nun die Liebe als eine Kraft stillen Wartens und Duldens finden, dürfen wir nicht vergessen, daß sie bei dieser stillen Art, wie sie allen und allem begegnet, doch das alles sieht, ins Auge faßt, was Geduld, Vertrauen, Hoffen niederschlagen könnte. Es ist kein weichliches, nachgiebiges Empfinden, es ist Kraft und Energie der innern, in Gott ruhenden Gewißheit gegenüber allen Anfechtungen der Außenwelt. Was abgesehen von den viermal wiederholten Wörtlein „alles“ die vier Aussagen über die Liebe innerlich mit einander verbindet, ist eben dies: sie bilden die stille Energie eines ausdauernd festhaltenden Christensinnes.

Sie verträgt alles. Das Wort ist zweideutig auch im Urtext. Oefters bedeutet es „zudecken“ (Weizsäcker), mit Stillschweigen bedecken, verschweigen: die Irrtümer und Fehler andrer vor den eignen und den Augen dritter verbergen, verleugnen, entschuldigen. Anderwärts wird das Vertragen gegenübergestellt dem Geltendmachen der zustehenden Macht: still zuschauen, ruhig hinnehmen, was uns unser gutes Recht stört. So 1. Kor. 9, 12: Wir haben solcher Macht nicht gebraucht, sondern wir vertragen, halten aus alles, lassen uns allerlei gefallen, daß wir nicht dem Evangelium ein Hindernis machen. In beiden Bedeutungen ist es ein ruhiges, stilles Nachgeben und Nachsehen der Fehler andrer auf eigne Kosten, zu Gunsten eines höhern Zwecks; denn der Apostel betont sein Recht und seine Macht, auf die er nur verzichte um des Evangeliums willen. So bedeckt und verträgt die Liebe alles: aber gewiß nicht aus Schwäche oder Gleichgiltigkeit, gewiß nicht auf Kosten von Recht und Wahrheit, gewiß nicht mit jener Gutmütigkeit, die sich alles gefallen läßt, weil sie auch sich selbst viel durchgehen läßt. Die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, geht immer mit der Wahrheit und Klarheit und hat ein festes Maß. Sie bedeckt erst, nachdem sie aufgedeckt hat, entschuldigt erst, nachdem sie die Schuld anerkannt und bedauernd empfunden hat. Mit gerechtem, wahrheitstreuem Blick verbindet sie den feinen, keuschen Takt, der nicht dem öffentlichen Gerede und dem groben Antasten der Menge preisgiebt, was das eigne Gefühl verletzt. Sie läßt sich alles gefallen, ruhig über sich ergehen, nicht weil ihr das Vertreten des guten Rechts zu hart, unbequem, unliebsam dünkt, nicht aus Scheu vor Kampf und Widerstreit; sondern sie macht ihr Recht zwar geltend, bringt es zu Bewußtsein, opfert es aber, verzichtet darauf, um ein Schlimmeres, etwa Verbitterung des Bruders, damit zu vermeiden. Es ist ein Opfer, ein Verzicht, nicht Schwachheit und Bequemlichkeit. An die Starken richtet der Apostel seine Mahnung!

Die Liebe Gottes giebt solche Kraft zum Vertragen und Verzichten: wer sein volles Genüge hat an Ihm, an Seiner Zustimmung, wenn sein Gewissen und Recht vor Ihm besteht; wer gelernt hat, stille zu sein dem Herrn über alles, was er nimmt und auferlegt, der kann auch dies schwerste Kreuz tragen: sich Schmach gefallen lassen, anstatt sich selbst zu gefallen. Und die Nächstenliebe, immer darauf bedacht, dem Bruder zum Guten, zur Besserung zu gefallen, opfert sich und das eigne Recht — wohl verstanden nur um höhern Zweckes willen! — allen, auch den Geringsten. Und erst dann ist Christus, der Heiland aller, lebendig in uns, wenn wir solche stille Kraft gegen alle üben.

Sie hängt aber aufs innigste zusammen mit der Eigenschaft der Liebe, daß sie alles glaubt. Ist es noch nötig, dies Wort gegen thörichten Spott zu schützen durch Betonung des schriftgemäßen Begriffs von „Glauben“? Dies volle Vertrauen, das sich rückhaltlos hingiebt, ist wahrlich mehr als Fürwahrhalten und Annehmen mit gehorsamem Verstand, ein auf dem Herzensgrunde ruhendes Ueberzeugtsein von der Wahrheit Gottes, daraus dann von selbst eine innere Bereitwilligkeit folgt, von ihm sich lenken zu lassen. Aber auch im sittlichen Leben, im Verkehr mit den Menschen kann der Glaube sich geltend machen als ein festes Vertrauen zu ihrer guten Natur, das dem Bösen nicht nachdenkt und nachhängt, sondern Willen und Vermögen zum Besten zutraut.

Die Liebe glaubt alles, sie hat solch gutes Zutrauen und festes Vertrauen in jeder Beziehung, überhaupt, durchweg; wo sie einmal glaubt und vertraut, da thut sie es ganz und gar. Nicht jener Glaube, der nur eine Art Wissen ist, hält allen Enttäuschungen, Ungerechtigkeiten, Verfolgungen des Lebens stand; er glaubt nicht alles, sondern nur, so lange das Glauben ein Schauen der Liebe und Freundlichkeit ist. Dagegen wenn das Herz von Gottes Liebe im Innersten berührt ist, wenn warm und unmittelbar, ungezwungen es dem Zuge Seines Herzens folgt: wer will es scheiden von der Liebe Gottes? Es überwindet in dem allen, was zu Zweifel und Unglauben verlocken könnte, weit um des willen, der uns geliebt hat. Denn der uns das Größte gegeben, den Sohn, die Vergebung, wie sollte er uns in ihm nicht alles schenken? Auch den Menschen gegenüber traut die Liebe, wenn überhaupt einmal, dann ganz und gar. Man spricht von frommer Liebe zwischen Freunden, Verlobten, Gatten: warum? Weil darin etwas von jener religiösen, gläubigen Liebe liegt, die sich voll und rückhaltlos dem andern anvertraut, in ihm sich selbst verliert. Ihr Zutrauen ist blind,

unabhängig von einzelnen Eindrücken, gefeit gegen Enttäuschungen — nicht, weil die Liebe die Augen schlösse, bedeckte, verschleierte und es so leichter hätte zu vertrauen: wahre Liebe freut sich nur mit der Wahrheit und Gerechtigkeit. Aber sie hält an dem guten Kern, an dem innersten Herzpunkt des andern, den sie einmal erfaßt hat, an dem edeln Grundton, der einmal die besten Saiten des eignen Herzens hat erklingen lassen, mit Zähigkeit fest, und keine spätere Erfahrung der Schattenseiten, der Mängel und Schwachheiten kann an dies grundmäßige Vertrauen heranreichen: das ist eine Energie, die durch nichts überwunden wird, stark wie der Tod.

Kann man aber solche vertrauende Liebe allen Menschen entgegenbringen? Kann man es, wenn man die Wahrheit und Wirklichkeit sich nicht verhehlt? Gewiß nur, wenn man aus dem religiösen Glauben an die Menschheit, aus dem Innersten immer neues Vertrauen schöpft! Das Vorurteil für das Ebenbild Gottes im Menschen muß trotz allen Enttäuschungen immer wieder zum Suchen darnach treiben. Dazu bedarf es eines Scharfblicks, der weit hinter die Außenseite zurückgeht, hinter die Aeußerungen und Handlungen, die oft allen Glauben Lügen strafen, der selbst im Rohen, im Eigenwillen, in der Genußsucht einen Nachklang göttlicher Anregung aufspürt, wenn auch die Saiten verstimmt sind. Wo können wir solche Liebe, die Ernst macht mit dem „alles glauben“, gewinnen, als allein im trauten Umgange mit dem Erlöser, der den glimmenden Docht nicht verlöschte, das gebrochene Rohr nicht umstieß?

Aber wie oft muß solche glaubende Liebe absehen von allem, was sie gegenwärtig erlebt und erfährt, ganz nur in der Zukunft leben! Darum fährt der Apostel fort: sie hoffet alles. Sie lebt nicht im Schauen, im Anerkennen des Guten, das die Gegenwart dem dankbaren, offnen Herzen bietet, sondern in gewisser Erwartung des Künftigen. Die Seligkeit des Glaubens ist ja wesentlich ein Erwerb unsrer Hoffnung: wir sind wohl selig, doch in der Hoffnung. So hofft die Liebe alles, was sie nicht sieht; sie hat für ihr gläubiges Vertrauen und stilles Zutrauen noch eine Zufluchtsstätte in der Zukunft, gesichert gegen alle Enttäuschungen des Lebens: auch wenn die Verheißung des Lebens, das, wozu wir uns ganz besonders berufen geglaubt, worin wir unser ganzes Glück gefunden, uns genommen wird, ein wahres Isaaksopfer wird sie nicht irre an Gottes Liebe; sie spürt es, selbst in der Stunde der Beraubung: den Kindern Gottes muß alles zum Besten dienen; und wenn sie auch in dieser Zeit das heilsame Ende nicht voraus sieht, sondern am Grabe der sichersten Hoffnungen steht — am Grabe noch pflanzt sie die Hoffnung auf; mit stillem, aber vertrauensfestem Herzen erwartet sie, daß der Herr ihr geben wird, worauf Seine Liebe ein Anrecht giebt. Ja, die Liebe Gottes ist es, die alle christliche Hoffnung uns eingiebt.

Darein ist auch die Liebe zum Nächsten eingeschlossen. Wenn wir allein in diesem Leben auf Christum, auf seine Macht über die Menschenherzen hofften, wären wir die elendesten unter allen Menschen! Wir stecken allen Menschen ohne Unterschied ein höchstes Ziel und sehen doch unzählige in Niedrigkeit und ungöttlich unheiligem Leben dahingehn, versunken in tierische Lüste, zufrieden mit menschenunwürdigem Fleischesleben; wir müssen uns der Wahrheit halber gestehn, daß viele das höhere Ziel nicht einmal kennen, geschweige denn mit Hunger und Durst ergreifen. Und doch sollen wir sie lieben als Gotteskinder? Doch die Kraft ihnen zutrauen, Gottes Kinder zu werden? O nicht die schwache, sentimentale Liebe und Humanität ist es, die alles hofft, das Vertrauen zu den Menschen in Hoffnung festhält, sondern die sehende Liebe, die in den ganzen Abgrund menschlichen Lebens hineinschaut, die sich nicht an einer erträumten Güte der Menschen freuen kann; gerade die Liebe zur Wirklichkeit ist es, die alles hofft, hoffen muß, weil ohne Hoffnung sie vergehen würde, untergehen in dem Meere von Sünde, das uns von allen Seiten umgiebt.

So wir aber deß hoffen, das wir nicht sehen, so warten wir sein durch Geduld! Die Liebe, die alles hofft, muß auch alles dulden. Der Apostel ruft unserm verzagten Herzen zu: Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal! Er mahnt uns, auch wenn die Trübsal, Last auf Last, die Hoffnungsfreudigkeit

hemmen möchte, gerade dann das Vertrauen in die Liebe und Treue nicht wegzuwerfen. Lassen wir uns nicht gar oft durch dunkle Schicksalswolken, durch innere Stürme und durch mangelnden Sonnenschein von außen den Himmel im Herzen, den Anblick göttlicher Liebe und Freundlichkeit trüben? Ist uns nicht oft, wenn wir auch nicht zweifeln, nicht leugnen, so matt und schwach zu Mute, so wie ausgelöscht das Bild unsers Vaters und Heilandes, daß es uns gar nichts hilft? Ach, geduldig sein in Trübsal, hinausschauend über dieses dunkle Thal zu den lichten Höhen, dazu wir uns durchkämpfen müssen, wo die Lebenskrone dem winkt, der getreu war bis zum Tode — wer uns das lehren könnte! Zumal alle Verkennung durch Menschen, alle falschen Gerüchte zur Rechten und zur Linken, alle Mißdeutungen und unverdiente Feindseligkeiten dulden, mit tapferm und gleichmütigem Sinn ertragen! Wie oft möchten wir gern den Knoten durchhauen, die Maske ihnen abziehn, unsern Posten aufgeben, der uns immer wieder mit ihnen zusammenbringt! Und nicht das Handeln, Wirken und Zugreifen ist das Schwerste, sondern das Stillehalten, Zuschauen, Abwarten. Warten lernen auf den Erfolg, der immer wieder boshaft gestört wird, stille halten, nicht gemäß einer gutmütigen, trägen oder abgestumpften Gemütsart, sondern bei offnem Blick für Wahrheit und Wirklichkeit, auch für die Schattenseiten, bei energischem Gefühl für Recht und Billigkeit, bei feurigem Eifer für das Edle und Gute — das fordert eine wunderbare, ja überirdische Kraft.

Die Liebe giebt diese Energie zum Stillehalten, die größer ist als alle Thatkraft. Sie macht die Seele stille zu Gott, läßt sie sich beugen unter Seine gewaltige Hand: gerade darin erweisen wir uns als Gotteskinder (Hebr. 12, 7), daß wir die Züchtigung erdulden, aushalten, ihr unsern Rücken nicht entziehen, sondern das Kreuz selbst und willig auf uns nehmen, das Er uns auflegt; daß wir im dunkeln Thale, in der Stunde der Verlassenheit gedenken an das Wort: Wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtiget? Die Liebe allein, diese hingebende Gesinnung, die sich selbst, eignes Recht und Ehre vergißt im Gedanken an Gottes Recht und Ehre, diese Liebe, die im Nächsten das Bild des Vaters erkennt und ehrt — sie allein kann wirken, daß wir wohlthuend feststehn, mag auch Undank und Unverstand unsrer guten Absicht lohnen, daß wir den Stürmen der Lieblosigkeit und Verkennung stand halten und fortfahren zu dienen, den Erfolg, den Segen dem heimstellend, der allein recht richtet.

So hangen alle diese Eigenschaften innigst zusammen und bilden die Beschreibung einer stillen innern Kraft, worin unser Meister seine Herrlichkeit vorzüglich erwiesen hat: mehr noch als die Energie im Handeln und Treiben das Erkennungszeichen lebendiger Nachfolge Christi. Es ist eine Kraft, die die Seele zusammenhält und unabhängig stellt vom äußern, vergänglichen Leben; eine Kraft, die zumal dann, wenn zum Handeln und Zugreifen Beruf oder Gesundheit mangelt, in den Zeiten, die niemandem erspart sind, die Seele lebendig und tüchtig erhält. Danken wir Gott, wenn Er uns frühe übt in solchem Gottesdienst des Stillestehns und Wartens! Aber glauben wir nicht, daß diese Kraft allein durch äußere Erlebnisse und Schicksale entwickelt werde! Von innen heraus muß sie zuvor gewachsen sein, aus der mächtigen Wurzel der Liebe. Jedesmal, wo es uns nicht gelingt, mit stillem Herzen äußern Stürmen zu begegnen, laßt uns die Lauheit unsrer Liebe anklagen! Mancher, der sonst im thätigen Leben Festigkeit, Charakter bewiesen, hat sich schwankend gezeigt im Warten, schwach in der Geduldsprüfung, hat nicht stille gehalten der Züchtigung Gottes, sondern durch Aufbäumen gegen das Kreuz, zumal wenn es von Menschen aufgelegt wird, Gottes Werk in seiner Seele gestört, im Leiden den Charakter eingebüßt: es fehlte die Liebe!

Es fällt auf, daß hier viermal das Wörtlein: alles wiederholt wird. Das klingt wie eine absichtlich gleichlautende Formel, wie Ueberschwänglichkeit. Man fühlt sich versucht, es abzuschwächen, einzuschränken, als ob es doch eine gewisse Grenze gäbe, wo diese stille Kraft erlahmen müsse. Aber gerade dies „alles“, das keine Ausnahme zuläßt, ist die Hauptsache: in jeder Beziehung und ohne Ende soll die Kraft geübt werden, eine ständige Eigenschaft der Liebe; auch wenn die Wahrheit den Knoten zerhaut, den Abbruch erzwingt, soll sie als Band

der Treue im Herzen bleiben und es in Glauben und Hoffen erhalten. Das ist erst Reife, ein festes Herz, das alles verträgt, alles glaubt, alles hofft, alles duldet, das diese wartende, leidende Energie hineinträgt in alle Beziehungen, auch ins thatkräftige Handeln. Dann macht auch der Mißerfolg nicht irre, Enttäuschung nicht bitter und matt. Die Wurzel aber dieser Frucht ist Erfahrung der Liebe und Gnade Gottes in Christo, denn: es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. O B

Wie uns D. Luther beten lehrt

1. Das Gebet als notwendiger Ausdruck des christlichen Glaubens

Wie sollen wir Christen zu unserm Gotte beten? Was ist und bedeutet unser Gebet? Um was sollen wir bitten? Welche Wirkungen und Erfolge dürfen wir uns von unserm Gebete versprechen? Es sind das alles Fragen, deren richtige Beantwortung einem jeden ehrlichen Christenmenschen aufrichtig am Herzen liegen muß. Und viele Christen haben sie sich auch eifrig zu Herzen genommen und mit Fleiß darüber nachgedacht. So ist denn mancherlei Antwort auf sie gegeben worden, und verschiedene Ansichten über die Bedeutung, Tragweite und Notwendigkeit des Gebetes stehen sich auch zu unsrer Zeit entgegen. Da übt es denn bei dem Gewirr der Stimmen, die darüber mitreden wollen, vielleicht einen klärenden Einfluß, wenn wir auch einmal über das Gebet einen Lehrmeister anhören, der uns gewiß gute Auskunft geben wird. Martin Luther hat ja das größte Gewicht auf ein rechtes christliches Gebet gelegt, und wir dürfen ihm wohl glauben, daß er ohne sein Beten nicht das Werk gethan hätte, von dessen Segnungen wir alle reichlich zehren. Luther hat oft vom Gebete geredet und Anweisung gegeben, wie man es richtig üben solle. Er hat wiederholt das Vaterunser ausgelegt und es bekanntlich zu den Hauptstücken des christlichen Unterrichts gesetzt. An diesem vornehmsten und Mustergebete, welches Luther auch noch seinen geliebten Psalmen vorzieht, sollte nach seiner Absicht den Kindern, aber auch allen andern Christen in stetiger Wiederholung gezeigt werden, wie man recht beten müsse.

Luther ist nun fest davon überzeugt, daß das Gebet für den Christen notwendig ist. Denn es ist unmöglich, daß der echte Christenglaube ohne Gebet bleibe. Der Glaube ist ja Vertrauen zu Gottes Liebe und Barmherzigkeit in allen Lagen des Lebens, das Verhalten, wie es einem Gotteskinde ziemt. Wenn Gott unser Vater ist, müssen wir ihn auch als unsern Vater anrufen und getrost und mit aller Zuversicht zu ihm bitten. Das hat Gott selbst so gewollt. Wir bewähren also unsre Gotteskindschaft und bleiben in ihr erhalten durch das Gebet. Darum ist das Gebet Ausdruck und Uebung unsers Glaubens, und wie dieser, so hilft auch jenes zu einer rechten christlichen Lebensführung, es bewahrt vor dem Sündigen, es hilft gegen die Anfechtungen, es fördert die Besserung. Deswegen hat es Christus als den rechten Gottesdienst und als das eigentliche Werk der Christen geboten, und jeder soll es üben.

Es ist kein Christ so unwürdig, daß er nicht zu seinem Vater im Himmel beten dürfte. Denn Gott sieht sein Gebet nicht „der Person halben“ an, sondern „seines Worts und Gehorsams halben.“

Denn darum bitten wir, daß wir nicht würdig sein zu bitten, und eben dadurch werden wir würdig zu bitten und erhöret zu werden, daß wir glauben, wir seins unwürdig, und allein auf die Treue Gottes uns tröstlich wagen .... Wenn du nicht eher bitten willst, du wissest denn und empfindest dich würdig und geschickt, so mußt du nimmermehr bitten.

Im Gegenteil, die Unterlassung des Gebets ist eine Sünde und verstrickt den Menschen immer mehr in Sünde. Denn Luther gewinnt dem zweiten Gebote, Gottes Namen nicht unnützlich zu führen, die positive Seite ab: es werde darin zugleich gefordert, daß man ihn in allen Nöten anrufe, daß man bete, lobe und danke. Also ist das Gebet von Gott ebenso streng befohlen, wie die andern Gebote, keinen andern Gott haben, nicht töten, nicht stehlen u. s. w.

Daß niemand denke, es sei gleich so viel, ich bete oder bete nicht; wie die groben Leute hingehen in solchem Wahn und Gedanken: Was soll ich beten? Wer weiß, ob Gott mein Gebet achtet oder hören will? Bete ich nicht, so betet ein ander. Und kommen also in die Gewohnheit, daß sie nimmermehr beten.

Es stehet keineswegs in unsrer Willkür, ob wir beten wollen oder nicht, sondern wenn wir Christen sein wollen, sollen und müssen wir beten, ebenso wie wir Vater und Mutter und der Obrigkeit gehorsam sein müssen. Das menschliche Herz freilich ist von Natur so verzweifelt, daß es immer vor Gott flieht und denkt, er wolle und möge unser Gebet nicht, weil wir Sünder sind. Aber um so mehr muß man sich das Gebot zu Herzen nehmen, daß wir beten sollen, um Gott nicht noch mehr zu erzürnen.

Das sei das erste und nötigste Stück, daß alle unser Gebet sich gründen und stehen soll auf Gottes Gehorsam, nicht angesehen unsre Person, wir seien Sünder oder fromm, würdig oder unwürdig. Und sollen wissen, daß Gott in keinen Scherz will geschlagen haben, sondern zürnen und strafen, wo wir nicht bitten, so wohl als er allen andern Ungehorsam strafet, darnach daß er unsre Gebete nicht will lassen umsonst und verloren sein.

Wie nun aber der Glaube nach Luther kein bloßer Historienglaube, sondern Vertrauen auf Gott ist, so faßt er auch das Gebet im Gegensatz zu der katholischen Praxis und in Uebereinstimmung mit den Weisungen Christi in der Bergpredigt nicht als ein äußres Werk, welches nur verrichtet zu werden brauchte, sondern als Bewegung des Herzens zu Gott hin. Ja er besorgt einmal, daß man seine eignen Erläuterungen des Gebets in jener Weise mißbrauchen und etwa auch nur ihren Wortlaut ihm nachsprechen möchte. Aber von solchem Nachbeten will er nichts wissen:

Denn da würde doch zuletzt ein Gepläpper und eitel ledig Gewäsch aus, aus dem Buch oder Buchstaben daher gelesen, wie die Rosenkränze bei den Laien und die Gebet der Pfaffen und Mönche gewest sind: sondern ich will das Herz damit gereizt und unterrichtet haben, was es für Gedanken im Vater Unser fassen soll. Solche Gedanken aber kann das Herz, wenns recht erwarmt und zum Beten lüstig ist, wohl mit viel andern Worten, auch wohl mit wenigern oder mehr Worten aussprechen; denn ich auch selber mich an solche Wort und Syllaben nicht binde, sondern heute so, morgen sonst die Worte spreche, danach ich warm und lüstig bin. Bleibe doch, so nahe ich immer kann, gleich wohl bei denselben Gedanken und Sinn; kommt wohl oft, daß ich in einem Stücke oder Bitte in so reiche Gedanken spazieren komme, daß ich die andern sechs lasse alle anstehen. Und wenn auch solche reiche gute Gedanken kommen, so soll man die andern Gebete fahren lassen und solchen Gedanken Raum geben und mit Stille zuhören, und beileibe nicht hindern, denn da predigt der heilige Geist selber. Und seiner Predigt ein Wort ist weit besser, denn unser Gebet tausend. O K

Glaube und Dogma

5. Epilog

Um einen Nachtrag handelt es sich zu den Betrachtungen über Glaube und Dogma, welche die fünf ersten Nummern dieses Jahrgangs gebracht haben. Ein Doppeltes giebt mir Veranlassung dazu. Einmal haben Freunde, die im Wesentlichen zustimmten, gesagt, nicht ein neues Dogma, sondern ein neues Bekenntnis sei zu erstreben. Vor allem hat aber der Verfasser des „Undogmatischen Christentums“ in seiner Erwiederung die von mir entwickelten Anschauungen für sich und seinen Standpunkt reklamirt, wie den Lesern aus der vorigen Nummer noch erinnerlich sein wird. Auf beides möchte ich Rede stehn.

Vorweg erwiedere ich den ersten, daß ich um den Namen, um das Wort nicht rechte. Ob es Dogma heißt oder nicht, trägt schließlich nichts aus, wenns nur mit der Erkenntnis und dem Bekenntnis des Glaubens, mit der daraus erwachsenden Lehre seine Richtigkeit hat. Späterhin komme ich näher auf das Bedenken zurück. Dreyer aber muß ich erwiedern, daß die Differenz zwischen uns doch größer ist, als er meint. Es wird sich das, denke ich, mit genügender Deutlichkeit ergeben, wenn ich, ohne auf seinen Artikel im einzelnen zu antworten, einige in meinen Betrachtungen bisher nur obenhin berührte Punkte etwas näher ausführe.

Das Erste, was zu betonen mir am Herzen liegt, ist aber dies, daß es sich in der Erkenntnis des Glaubens, in der Lehre, die daraus erwächst, um die Wahrheit handelt. Wie nur je

ein Vertreter des alten Dogmas der Ueberzeugung gewesen ist, daß er im Dogma die Wahrheit hat, so gilt es von dem Gläubigen auch. Es ist die höchste Wirklichkeit, welche der Glaube erkennt, die Wirklichkeit, welche bleibt, wenn Himmel und Erde vergehn. Denn er erkennt den ewigen Gott, seinen Willen und Rat. Darum sieht er auch die Welt und was in ihr ist, im rechten Lichte. Und die Sätze, in welchen der Glaube zum Ausdruck kommt, sind die letzte, die abschließende Erkenntnis aller Dinge, die es für Menschen und unter Menschen giebt. Das bedeutet es: der Glaube erkennt die Wahrheit.

Und zwar ist das nicht eine Meinung, über die sich streiten ließe: es ist eine Thatsache, die feststeht. Es ist einfach so, und es wird immer so bleiben. Fragt, welchen Gläubigen ihr wollt, sie werdens euch alle bestätigen. Und je mehr einer den Namen eines Gläubigen verdient, je treuer er seinen Glauben in allen Schickungen bewährt, desto freudiger und gewisser wird ihm das Ja von den Lippen gehn.

Es ist so — es kann auch gar nicht anders sein. Wir haben es wahrlich in dem, was unsre Seele bewegt und erschüttert, mit harten und schweren Wirklichkeiten zu thun. Wenn die Stunden kommen, wo das Gewissen oder der Geist Gottes mit uns ins Gericht geht in uns selbst, wenn da die unerbittliche Wahrheit uns die letzten Fetzen beschönigender Entschuldigung vom Leibe reißt, daß wir vor unserm Richter stehen nackt und bloß, wenn, was andre Gutes über uns zu sagen wissen, uns scharf und schrill wie ein Hohn in den Ohren klingt, wenn wir vergehen möchten vor Seinem Zorn — da hilft nur ein Glaube etwas, der dem ewigen Gotte Recht giebt und sich dennoch behauptet in der Zuversicht, daß Gottes Liebe und Gnade, die uns in Christo geworden, größer ist als Sein Dräuen und Zürnen. Wenn unsre beste Arbeit fruchtlos ist und unsre ernstesten Bestrebungen scheitern, da hilft nur ein Glaube, der es gewiß weiß, daß in des Vaters Hand alles dennoch geborgen ist, daß nichts verloren gehn kann, daß Er weiß, wie alles zum Ziel kommt, und daß Er uns beschieden hat, von den bittersten Erfahrungen die süßeste Frucht Seiner Liebe und der Gewißheit Seiner Liebe zu ernten. Oder wenn die Stürme über uns gehen, die niemandem erspart bleiben, das Teuerste hingegeben werden muß, die Schwachheit des Leibes uns immer wieder zurückwirft, der Tod uns betreten will — da hilft nur der Glaube etwas, der in dem allen weit überwindet, der den innern Menschen erneuert, indem sich der äußere verzehrt von Tage zu Tage, der ein Leben kennt, das noch in des Todes Stunde die Seele sättigen wird. Kurz, es ist eine furchtbar ernsthafte Sache um das Leben; wir haben es in unserm inwendigen Menschen mit harten Realitäten zu thun. Ein Glaube, der da nicht Stich hält, indem er einer Wirklichkeit gewiß ist, die über die Welt, sogar über Leben und Tod hinausgeht, ein solcher Glaube mag für besonders geartete Gemüter eine schöne Sache sein — ich weiß es nicht; aber der Glaube, den unsre Väter gemeint, der Glaube, in dem wir fröhlich sind und uns unsers Gottes freuen, dieser lebendige, feste, immer sich bewährende, unerschütterliche Christenglaube ist das nicht.

Es wäre vermessen, wollte ich leugnen, daß auch Dreyer diesen Glauben kennt und meint. Denn ich würde ihm damit das Christentum absprechen. Wer bin ich aber, daß ich einen fremden Knecht sollte richten wollen? Ich will viel lieber voraussetzen, daß wir dasselbe wollen und meinen. Indem ich es aber thue, muß ich fragen: ist es recht geredet von dieser Wahrheit des Glaubens, wenn man sie einen unmittelbaren Niederschlag des religiösen Lebens nennt? oder von Gipfeln klar verständlicher Lehre spricht, welche aus dem sonnendurchglänzten Nebel wogender Gefühle herausschauen? wenn man den Glauben auf begrifflich schwankende Ausdrücke festnageln will, die jeder in seinem Sinne deuten mag? Ist es nicht das allein der Sache Entsprechende, wenn wir sagen, es handle sich darum, so klar und bestimmt, so unzweideutig und genau wie nur immer möglich zum Ausdruck zu bringen, daß es eine ewige Wirklichkeit ist, die der Glaube erkennt, eine gewisse Wahrheit, in der er lebt und auf die er niemals verzichten kann? Dürfen wir uns auf die Kanzel stellen und der Gemeinde Jesu Christi

das Wort verkündigen, wenn wir nicht eine solche Wahrheit kennen und haben, auf der wir stehen, bei der wir beharren wollen unverrückt?

Aber es ist noch ein andres, das ich hinzufügen muß. Die Wahrheit, die der Glaube hat und erkennt, ist die einzige Wahrheit, die es in diesen Dingen giebt. In diesen Dingen — das heißt in der Gotteserkenntnis mit allem, was darin beschlossen ist. Und zwar ist das eine notwendige Folgerung. Daran, ob man sie zieht oder nicht, daran wird erst erkannt, ob man sich das erste, daß wirs im Glauben mit der Wahrheit zu thun haben, wirklich klar gemacht hat. Denn es giebt keine doppelte Wahrheit. Eine andre haben und kennen neben der Einen, die der Glaube bekennt, das heißt diese für die halbe Wahrheit erklären. Damit kann aber der Glaube nicht bestehen. Und es ist eine falsche Rechnung, daß zwei halbe Wahrheiten eine ganze geben. Hier gilt eine andre Rechenkunst. Mit zwei halben Wahrheiten bringt man es höchstens zu einem Viertel in der Summe. Oder anders gewandt: der Gott, an den wir glauben, ist der lebendige, der starke und eifrige Gott, der da gesagt hat: Du sollst keine andern Götter haben neben mir. Und der Glaube spricht dazu Ja und Amen. Wäre es anders, so wäre er nicht der Gott unsers Heils und unsrer Gerechtigkeit, der allmächtige, ewige Gott, zu dem wir uns verlassen in Not und Tod. Keine andern Götter! — auch keinen Gott, zu dem uns die Welterkenntnis einen angeblichen Zugang öffnet. Gewiß, unser Gott ist der Gott dieser Welt! Kein Zweifel, daß der Glaube auch in dieser Welt überall die Spuren seiner ewigen Macht und Gottheit zu entdecken vermag. Wie das dann näher zu denken sei, darum handelt es sich hier nicht. Was ich meine, ist lediglich dies: ausgeschlossen ist, daß es neben dem Glauben und unabhängig von ihm durch die Wissenschaft einen Weg zur Gotteserkenntnis giebt. Der so gefundne oder erdachte Gott gehört zu den andern Göttern, die dem Glauben durch das erste Gebot verwehrt sind.

Wiederum darf ich nicht zweifeln, daß auch Dreyer dies in irgend einem Sinne anerkennt. Aber in dem Sinne, in welchem ich es meine, jedenfalls nicht. Denn er stellt die Aufgabe, im Zusammenhange mit der Welterkenntnis ein System der Gotteserkenntnis aufzubauen. Er erklärt diese Aufgabe für die schönste, die es giebt, der auch er sein Leben am liebsten weihen möchte. Und das ist nun eben der Punkt, wo unsre Wege schlechthin auseinandergehen. Was ich gegen das alte Dogma gesagt und über die Stellung desselben zur modernen Wissenschaft, worin Dreyer die Annäherung an seinen Standpunkt, an das undogmatische Christentum findet, das beruht für mich auf der Voraussetzung, daß diese Annahme von einer andern Gotteserkenntnis außer und neben der des Glaubens irrig ist. Fällt diese Voraussetzung, dann fallen für mich auch alle Folgerungen weg. Und dann sehe ich keinen andern Weg, als den des alten Dogmas.

Denn es ist ja doch wohl so, daß die Väter des Dogmas in diesem Punkte ähnlich gedacht haben wie Dreyer, nur daß sie eben die Wissenschaft und das Welterkennen ihrer Zeit dabei im Auge gehabt. Aber sie haben dann nicht gesagt: man muß beides auseinander halten, die Gemeinde mag sich an den biblischen Ausdrücken in ihrem begrifflichen Schwanken genügen lassen, wir wollen daneben für uns und mit unsern Mitteln die Gotteserkenntnis unabhängig vom Glauben suchen und pflegen. Ganz im Gegenteil. Sie haben gedacht wie wir: es giebt nur Eine Wahrheit und nur Einen Gott, anders leidets weder die Wissenschaft noch der Glaube. Folglich haben sie beides mit einander verbunden, und so ist das Dogma entstanden. Und damit ist nichts andres als das unter dieser Voraussetzung Notwendige geschehen. Ja, daß es so das Notwendige war, das läßt sich geschichtlich beweisen. Denn etliche unter ihnen wollten ihre Erkenntnis für sich behalten und sahen sie an als etwas, was nicht für die Gemeinde sei, nicht für die Gläubigen, sondern nur für die Erkennenden. Nicht als hätten sie auch in ihrem eignen geistigen Leben Glaube und Wissenschaft auseinander halten wollen, der Gedanke ist ihnen niemals gekommen; aber was sie auf Grund des Glaubens nun philosophisch zu erkennen meinten, sollte nach ihrer Ansicht ein Besitz lediglich der Ein-

geweihten sein, die es zu fassen vermöchten. Sie haben es jedoch nicht durchführen können. Alsbald ist die Erkenntnis in den Glauben, in die Gemeinde eingedrungen. Und so, ja so ist nun eben das Dogma der Kirche entstanden — es war schon früher davon die Rede. Weiß aber jemand es anders, als daß das mit innerer Notwendigkeit geschehen ist? Es giebt nur Eine Wahrheit und nur Einen Gott! Ich muß aber die Wahrheit haben, die Wahrheit um jeden Preis. Und ich muß sie suchen mit allen Mitteln, die Gott in meine Hand gelegt. Giebt es einen andern Weg außer dem des Glaubens, so muß ich mich beider Wege bedienen. Und erst, was ich so gefunden habe, das ist die Wahrheit, mit der ich innerlich umgehen kann, auf die ich leben und sterben will. Hinweg mit den schwankenden Bildern des Glaubens, hinweg auch mit der glaubenslosen Wissenschaft; erst die in den Glauben eingetauchte, von ihm befruchtete Wissenschaft führt zum Ziel. Wer ist, der leugnen will, daß es die Notwendigkeit der Sache ist, die so entscheidet? Besteht jene Voraussetzung zu Recht, dann giebt es keinen andern Weg zum Ziele. Und das ist der Weg, der im Dogma beschritten ist, der Weg, der zum alten Dogma führte.

Und heute? Heute sollen wir uns überreden lassen, daß es anders geworden? Heute sollen wir die Geschichte Lügen strafen, das Gewebe auftrennen, den Glauben für sich stellen und in der Wissenschaft Gotteserkenntnis suchen zum Privatgenuß und zum Privatgebrauch? Wirklich, man darf es uns, darf es unsrer Vernunft nicht zumuten. Dieses undogmatische Christentum, worauf die Kirche beschränkt werden soll, ist zu schmale Kost. Es mag vorübergehend dem einen oder andern einen Ausweg bieten, daß er sich so etwas fingirt, um beidem leben zu können, dem Glauben und der Wissenschaft zugleich. Das ist eines der früher besprochenen Palliativmittel. Die Lösung der Schwierigkeiten, das Heilmittel für die Schäden der Zeit ist das wahrlich nicht.

So wenig bin ich also gewillt, das von Dreyer gemeinte undogmatische Christentum vertreten zu wollen, daß ich mich unter den für ihn giltigen Voraussetzungen auf die Seite der Verteidiger des alten Dogmas stellen würde. Steht es für mich dennoch fest, daß wir in der Kirche der Reformation und der modernen Wissenschaft gegenüber auf die Dauer nicht mit dem alten Dogma wirtschaften können, so ist das nur die Folge der Einsicht, daß es überhaupt keine Wissenschaft giebt, die als solche Gott erreicht, daß der Glaube und der Glaube allein uns das höchste Erkennen bietet.

Aber, wird man sagen, soll denn beides auseinander klaffen? Auf der einen Seite die Wissenschaft, die die Welt erforscht, auf der andern der Glaube, der Gott erkennt? und beides ohne innern Zusammenhang mit einander? Der Mensch ist doch nur Einer! Kann er es ertragen, in dieser Weise auseinander gezogen zu werden? Ich antworte: es kommt darauf an, wie ihr es versteht. Meint ihr die Einheit im eben geschilderten Sinne, daß die Erkenntnis des Glaubens und die der Wissenschaft in ein Ganzes vereinigt werden, daß der wissenschaftliche Geist unter den Impulsen des Glaubens in der Theologie oder denn in einer christlichen Philosophie unser gesammtes Wissen in ein großes, alles einschließendes System zusammenfaßt, kurz, meint ihr die Einheit, die das alte Dogma uns darstellt, dann gilt einfach: damit ist es vorbei, rettungslos und unwiderruflich vorbei. Gebt euch doch keinen Täuschungen hin! Es fragt sich nicht, ob zehn sind oder zwanzig oder hundert christlich überzeugte und intellektuell hervorragende Männer, die so etwas für möglich halten und an der Verwirklichung desselben arbeiten. Es fragt sich, was in der wirklichen Wissenschaft lebendig ist. Und eben hier ist jenes, sagen wir: jenes Ideal nicht mehr lebendig. Nicht wegen der Bosheit oder des Unglaubens derer, die sie machen, sondern weil die wissenschaftliche Arbeit unter dem Zwange der Sache eine Wendung genommen hat, die einen solchen Abschluß unmöglich macht. Die moderne Wissenschaft würde auch in ihrer idealen Vollendung Gott nicht erreichen. Es ist das eine Thatsache, an der es nichts zu ändern giebt, die nur deshalb noch nicht allgemein anerkannt wird, weil wir uns noch nicht allgemein damit eingerichtet und noch nicht verstehen gelernt haben, daß unsre übrigen gleich berechtigten Interessen, Religion und Sittlichkeit vor allem, deshalb nicht zu kurz zu kommen brauchen.

Ist es aber demnach mit dieser Einheit vorbei, so brauchen wir doch nicht überhaupt auf eine solche zu verzichten. Wir könnten es auch nicht. Wir müssen sie suchen und dürfen nicht ruhen, bis wir sie gefunden haben. Die endgiltige Ablösung der Gemüter von jenen alten Idealen und Zielen hängt davon ab, daß dieses Suchen erfolgreich sei. Die Einheit unsers eignen geistigen Wesens macht es uns überdies zum Gesetz. So in den Zeiten, als das alte Dogma entstand. So auch heute. Nur müssen wir heute die Einheit in der Richtung suchen, in die unsre Einsicht und Erkenntnis uns weist.

Es ist nicht dieses Ortes, hierüber aufs einzelne eingehend Rechenschaft zu geben. Ueber ein solches Thema schreibt man Bücher und nicht Artikel in einer Zeitschrift. Indessen kann ich es nicht ganz entbehren, einige Bemerkungen darüber hinzuzufügen. Sonst bliebe das Bisherige ohne Abschluß. Namentlich aber würde ich ohne dies das Ziel meiner Betrachtung nicht erreichen. Nur muß ich bitten, lediglich behaupten zu dürfen, indem ich den geneigten Leser im übrigen auf den in Nr. 5 entwickelten Zukunftstraum verweise.

Ich sage also: unser Erkennen steht unter dem Gesetz, daß es, je wichtiger sein Gegenstand ist, um so mehr den Charakter objektiver, kühler Verstandesarbeit einbüßt, daß es in um so höherem Maße, um zu Stande zu kommen, zugleich eine persönliche Anteilnahme von uns fordert. Die Natur ist das Gebiet, das uns am fernsten liegt: da ist eine rein objektive Erkenntnis möglich. Die Mathematik bürgt uns dafür. Anders jedoch steht es um die Erkenntnis des geistigen Lebens, wie es sich in der Geschichte ausbreitet: um es zu verstehen, muß ich meine eigne innere Erfahrung als Schlüssel zum Verständnis gebrauchen. Schon mit dem gegenseitigen Verständnis zweier Menschen in ihrem Verkehr unter einander hat es diese Bewandtnis. Und eben dasselbe wiederholt sich, wo es sich um ein Verständnis geistiger Angelegenheiten und des geschichtlichen Lebens im großen handelt. Kein Kundiger kann oder wird es leugnen. Damit ist dem subjektiven, dem persönlichen Elemente aber schon ein Einfluß auf das Erkennen eingeräumt. Und je höher das Interesse ist, welches sich an eine Sphäre des eignen Innenlebens knüpft, desto bestimmter ist es der Fall. Ihr könnt keine Ethik treiben, wenn ihr nicht selbst als sittliche Subjekte, d. h. als Gewissensmenschen, Anteil habt am sittlichen Leben der Menschheit. Ihr könnt die Religion nicht zum Gegenstande der Forschung machen, wenn der Funke des Glaubens und der Erhebung zu Gott niemals in eurer Seele gezündet hat. Gewiß, auch diese Gebiete zu erforschen, ist Sache der Wissenschaft. Die eigne Beteiligung an denselben ist zunächst nur Mittel der Erkenntnis. Wenn es sich aber dann schließlich darum handelt, selber Stellung zu nehmen, sich zu entscheiden, ein bestimmtes sittliches Ideal zu verteidigen, für eine bestimmte Religion einzutreten, dann hat das, was wir reine objektive Wissenschaft nennen, ein Ende. Hier muß die persönliche Ueberzeugung mitreden. Es beginnt eine eigentümliche Sphäre der Wissenschaft, in welcher diese, die persönliche Ueberzeugung, den Ausschlag giebt und allein den Ausschlag geben kann. In dieser Sphäre erwächst die höchste Erkenntnis, die der Menschengeist erreicht, die Erkenntnis Gottes. Ganz einfach: das Höchste giebt es nur um den höchsten Preis. Du kannst Gott nicht erkennen, wenn du nicht deinen ganzen Menschen zum Einsatz giebst. Und anders als so will Gott überhaupt nicht erkannt werden, kann er nicht erkannt werden. Das heißt: Gotteserkenntnis und daraus fließend die letzte Erkenntnis aller Dinge, die Erkenntnis, welche die höchste Wirklichkeit erreicht, die giebt es nur als Glaube. Wer sie auf anderm Wege sucht, erreicht vielleicht den einen oder andern Strahl der göttlichen Herrlichkeit. Gott selbst, den lebendigen Gott, erreicht er nicht. Den erreicht, den findet nur der Glaube. Und ist also dieser Glaube gerade als Glaube der vollendete Abschluß unsrer gesamten Erkenntnis, auch unsrer Wissenschaft.

Es sind leise Uebergänge, die ein Erkenntnisgebiet mit dem andern verbinden. Die beiden Quellen aller unsrer sich bewährenden Erkenntnis, der Zwang der Thatsachen nämlich, den wir erfahren, und die innere Gewißheit, die aus dem eignen

Lebensgefühl entspringt, diese beiden Quellen vertauschen allmählich ihre Stellung und ihren Einfluß. Erst ist es die eine, aus der wir schöpfen; ja für das gewöhnliche, für das flüchtig über die Dinge hingleitende Bewußtsein ist der Zwang der äußern uns umgebenden Welt die einzige Quelle, aus der uns die Erkenntnis derselben erwächst. Dann wird es anders. Mehr und mehr gewinnt die andre Quelle an Wert und Einfluß, das Gefühl innerer Gewißheit und persönlicher Ueberzeugung. Und wo es sich um das Höchste handelt, ist es diese Quelle allein, die uns strömt. Das ist ein Innewerden von Wahrheiten, die nun mit dem eignen Leben verwoben und verknüpft sind, daß man sie nur aufgeben könnte mit dem eignen Leben. Das ist eine Gewißheit, die wir in Gottes Geiste gegründet wissen, der unserm Geiste Zeugnis giebt. Das ist der Glaube. Indem wir ihn bekennen und aussprechen, erleben wir das Höchste an geistiger Energie und Kraft, das in eines Menschen Seele kommen kann. Indem wir ihn in Formeln bringen, überlegt und besonnen, wie es der Wissenschaft entspricht, in dem klar erkannten und deutlich nachgewiesenen Bewußtsein zugleich, daß dieser Glaube uns auf die höchste Höhe geistiger Freiheit und weiten Umblicks über die Welt und die menschlichen Dinge stellt, indem wir das thun, treiben wir Wissenschaft und setzen dem Gebäude menschlicher Wissenschaft den Schlußstein auf. Das ist auch eine Einheit von Glaube und Wissenschaft, wie das Dogma einst. Es ist die Einheit, die wir heute brauchen.

Oder, willst du sagen, es sei das keine wirkliche Einheit, sondern nur eine Gruppirung der menschlichen Erkenntnisse unter dem Gesichtspunkte dessen, wie der Mensch zu ihnen kommt und was sie ihm bedeuten? Ich dürfte es nicht in Abrede stellen, daß diese Beschreibung die Sache trifft. Aber vielleicht ist gerade dieser Gesichtspunkt der entscheidende. Vielleicht ist es unter uns modernen Menschen eine ausgemachte Sache, daß er der entscheidende ist. Hast du einmal vor dem Allerheiligsten im Tempel der Wissenschaft den Vorhang gelüftet? Nicht alle kommen hinein. Es giebt auch da einen Vorhof und ein Heiligtum für den täglichen Dienst. Aber wenn du einmal den Gesprächen da drinnen lauschtest, dann weißt du es auch: über die eben erwähnte Frage wird da drinnen nicht mehr diskutirt, die gilt dort längst als entschieden. Wenigstens in der Allgemeinheit, in der ichs eben faßte, daß es schließlich ein solcher subjektiver, aus dem innersten Leben des Menschen entnommener Gesichtspunkt ist, der entscheidet. Was dir daher als eine bloße Gruppirung der Erkenntnis unter einem solchen Gesichtspunkte erscheint, es kann trotzdem die gesuchte Einheit von Glaube und Wissenschaft sein. Eben die, die wir heute brauchen. Als einst das Dogma ward, da hat über dasselbe entschieden, was damals in dem Allerheiligsten der Wissenschaft galt. Sollte es heute anders sein? Kommt nicht von da das Licht? Ist dies nicht der Gerichtshof, vor dem wir unsern Glauben wissenschaftlich zu verantworten haben?

Und nun die Anwendung. Es ist wirklich ein neues Dogma, das ich befürworten möchte, und alles andre als das von Dreyer verteidigte undogmatische Christentum. Ein neues Dogma, aus der Wurzel freilich des Glaubens, aber doch als Abschluß der menschlichen Erkenntnis und Wissenschaft gedacht, wie nur je das alte. Ich soll es nicht so nennen dürfen: ein neues Dogma — und ich habe gleich gesagt: um Namen rechte ich nicht. Aber ich meine gezeigt zu haben, daß es einen guten Sinn hat, wenn ich es so nenne. Und ich lege auch Wert darauf, bei dem Namen zu bleiben. Denn Worte sind dazu da, um in der Seele des andern die Vorstellung, den Gedanken dessen zu wecken, was man meint. Und wißt ihr mir dafür ein besseres Wort? Ihr mögt dem nicht zustimmen, was ich jetzt dargelegt — das ist eine Sache für sich. Aber gesetzt nun, ich meine es so, wie es denn gewißlich so ist: darf, muß ich dann nicht „Dogma" sagen? Es ist ein völlig andres, als das alte Dogma war. So ist unser Glaube in der Kirche der Reformation ein andrer geworden, als in den Tagen der Väter, die das Dogma gemacht. Aber das ist nur die eine Seite der Sache. Anderseits gilt, daß unser Glaube der alte Christenglaube ist, der Glaube aller echten Christen zu allen Zeiten. Nun wohl, so gilt auch, was wir meinen, ist dasselbe,

was die Väter des Dogmas gemeint. Nur so, wie wirs heute brauchen und wie es dem geistigen Leben unsrer Zeit entspricht. Und das, gerade das möchte ich zum Ausdruck bringen. Darf ich denn nicht sagen: ein neues Dogma? Muß ich es nicht?

Aber es giebt noch einen andern Grund, um dessen willen ich dabei bleiben möchte.

Und das ist die Autorität, die der Wahrheit des Glaubens, dem neuen Dogma wie dem alten innewohnt, die es beansprucht und beanspruchen muß. Auch Dreyer weiß ja davon zu sagen, daß das Autoritätsbedürfnis zum Wesen der Frömmigkeit gehört. Ich brauche also nicht viele Worte darüber zu machen. Ich will nur hinzufügen, daß der christliche Glaube sich der Wahrheit, die er erkennt, als einer von oben geschenkten bewußt ist. Die göttliche Offenbarung ist es, welche er zu eigen gewonnen, aus der ihm diese Erkenntnis kommt. Er spricht sie daher auch in Bekenntnis und Lehre mit dem Gefühl und Bewußtsein aus, daß es sich nicht um menschlich erdachte Weisheit, sondern um göttlich geschenkte Wahrheit handelt. Ja, ich behaupte: unser Glaube und das Bekenntnis desselben behält immer etwas vom Charakter des Gehorsams. Nicht in der Weise der blinden Unterwerfung unter unverstandne Formeln — da sei Gott vor! Wohl aber in der Weise, wie es auch dem freudigsten sittlichen Gehorsam eignet, daß er eben Gehorsam bleibt. Wir Menschen sind und bleiben endliche Wesen. Unser höchstes Lebensziel stellt uns doch niemals auf uns selbst. Es ist uns in Gott und von Gott gegeben. Daher behält das höchste innere Erlebnis, das wir kennen, den Charakter des Gehorsams. Dies Erlebnis ist der Glaube. Und gerade das macht ihn zu der unerschütterlichen, in Gott gegründeten Gewißheit, die er ist. Das giebt den Mut, diesen Glauben zu vertreten. Daraus entspringt die Zuversicht, daß er nicht vergehen kann und daß, wie immer sich die Dinge um uns verworren gestalten, diesem Glauben der Sieg verbleiben muß.

Aber das alles erkennt — in etwas andrer Fassung vielleicht — auch Dreyer an. Nur sagt er, das Postulat der Autorität, wie es sich im frommen Gemüt gestalte, finde, wie die andern Postulate der Frömmigkeit, seine volle Befriedigung erst da und dann, wo und wenn die Beziehung auf ein festes, auch äußerlich Gegebnes aufgegeben sei. Und das bestreite ich in jeder Form. Meine Erfahrung lautet anders. Die Einsicht in menschliche Dinge, die ich zu erwerben vermocht, sagt mir das Gegenteil. Der christliche Glaube besteht nur in der Beziehung auf eine geschichtliche Gottesoffenbarung. Sie ist uns in Christo gegeben, in dem zugleich, was er voraussetzt und was er unmittelbar gewirkt. Und es taugt nicht, hier, wie Dreyer thut, auf den Gedanken des Vorbilds zurück zu greifen, wie wenn das höchste religiöse Vorbild einer Offenbarung gleich zu achten wäre. Wir müssen vielmehr schlecht und recht dabei bleiben, daß wir in Christo Gott haben, daß in ihm Gott zu uns gekommen und uns in der Geschichte offenbar geworden, daß wirs schlechterdings nicht entbehren können in allen jenen vorhin erwähnten inneren Nöten, uns auf diese wirkliche Gottesoffenbarung zu beziehen, daß daraus erst dem Glauben Zuversicht und Gewißheit erwächst.

Oder sollen wir sagen, diese Gottesoffenbarung sei uns doch nur durch menschliche Vermittlung gegeben und deshalb könne, deshalb dürfe kein entscheidendes Gewicht darauf gelegt werden? Sollen wir es uns anfechten lassen, daß in den geschichtlichen Berichten manches unklar bleibt und widerspruchsvoll erscheint? Folgt daraus, daß wir um des Glaubens willen das alles lieber fahren lassen, auf das Allgemeine und Unbestimmte uns zurückziehen sollen, um nur keinen Anfechtungen und Zweifeln zu begegnen? Ich meine nicht. Viel lieber wollen wir sagen: was unser Herz und Gemüt bedarf, so daß es ohne dies gar nie zum rechten Glauben käme, das ist uns in Gottes Wort gegeben. Und wo so Gottes Wort und unser Herz zusammenstimmen, da hat der Verstand das Spiel verloren. Es wird sich dann auch immer zeigen lassen, daß ein in die Sache eindringendes und alle Seiten in Betracht ziehendes Verständnis jene Schwierigkeiten unschwer überwindet. Aber das ist nicht dieses Ortes. Wir haben es hier mit dem Dogma zu thun.

Und was folgt denn aus dem jetzt Gesagten für unsern

Zweck? Dies, daß die vom Glauben erkannte und ausgesprochene Wahrheit, man nenne sie nun wie man wolle, dem Glauben jedenfalls als Autorität gegenübersteht. Er hat sie dadurch gewonnen, daß er sich die göttliche Offenbarung zu eigen machte. Indem er sie annimmt und nun bekennt, ist er sich darin des Gehorsams gegen Gott bewußt. Also handelt es sich um eine Wahrheit, die Autorität zu beanspruchen hat, um einen Schatz göttlicher Wahrheit, welcher der Gemeinde Jesu Christi vertraut ist, welchen diese zu bekennen, zu vertreten und dadurch für die Belehrung und Beseligung der Menschen fruchtbar zu machen hat. Aber eine solche Wahrheit heißt man eben ein Dogma. Auch deshalb möchte ich bei dem Wort, bei dem Namen bleiben. Natürlich in dem Sinne, in welchem auf evangelischem Boden allein von einem unveränderlichen Dogma die Rede sein kann, unter der Voraussetzung nämlich der Uebereinstimmung mit Gottes Wort und unter dem Vorbehalt, der darin liegt. Ich nehme an, daß auch Dreyer dies weiß und daß, was er in seinem Appell an die „orthodoxen Brüder“ Entgegengesetztes sagt, nichts als ein im Eifer des Gefechtes aufgerafftes Argument ist, das er bei näherer Erwägung selber preisgeben würde: jedenfalls braucht er nur die orthodoxen Brüder, sofern sie evangelische Christen sind, zu fragen. Sie werden ihm alle dasselbe sagen: wir halten am alten Dogma der Kirche fest, weil es aus Gottes Wort entnommen ist; das Dogma kann aber nicht bloß, es muß eventuell nach Gottes Wort geändert werden. Und unter diesem in unsrer Kirche selbstverständlichen Vorbehalt meinen auch wir es, wenn wir sagen, dieser Wahrheit des Glaubens wohnt göttliche Autorität ein. Darum müssen wir sie auch mit dem entsprechenden Namen nennen; der entsprechende Name ist aber „Dogma“ und kein andrer. Darum: nicht undogmatisches Christentum, sondern ein neues Dogma muß die Losung sein. —

Und nun zum Schluß ein Wort noch an den geneigten Leser. Viele werden sich in das nicht finden können und wollen, was hier vertreten worden ist. Es erscheint ihnen gut gemeint vielleicht, aber doch seltsam und aussichtslos. Steht nicht die Tradition der Theologie und der an sie sich anschließenden kirchlichen Verkündigung dem entgegen? Werden nicht Voraussetzungen mit Bezug auf die Wissenschaft gemacht, die sich niemals verwirklichen werden? Kann das etwas anderes sein als ein singulärer Einfall, mit dem sich ein einzelner über den Konflikt hinwegzuhelfen versucht? Oder denn — nicht auf die bestimmte Zuspitzung, sondern auf die allgemeine Grundanschauung gesehn — eine vorübergehende Strömung, aus der man wieder zum Alten und Bewährten zurückkehren wird?

Nun, niemand wird so vermessen sein zu glauben, daß ihm die reine, unvermischte Wahrheit in so großer und ernsthafter Sache beschieden ist. Ich bin es wahrlich am allerwenigsten. Nicht als wenn ich gegen das von mir Gesagte Zweifel oder Bedenken hegte. Das thut niemand, der eine Sache mit Ueberzeugung vertritt. Aber die verständige Ueberlegung sagt mir, daß kein Mensch die individuellen Schranken zu überwinden vermag, daß erst aus dem Zusammenwirken vieler und dem Kampfe der Geister das Neue geboren werden kann, was wir brauchen und wozu Gott uns führen will. Mag dem jedoch sein wie ihm will — man kann unbeschadet dessen die feste Ueberzeugung haben: in dieser Richtung werden sich die Dinge entwickeln, nicht gerade so, aber ungefähr so wird es sich einmal gestalten. Das mögen heute viele oder wenige sehn, darauf kommt es nicht an. Der Irrtum ist es, der überreden und sich aufdrängen will. Die Wahrheit kann warten. Ihr gehört die Zukunft, die sich, für uns ohne Ende, vor uns ausbreitet.

Julius Kaftan

Katholische Toleranz vor fünfzig Jahren.

Eine alte Legende erzählt, daß sieben christliche Jünglinge, welche unter dem heidnischen Kaiser Decius in einer Höhle eingemauert wurden, daselbst zweihundert Jahre geschlummert haben, und dann unter völlig veränderten Verhältnissen, unter dem christlichen Kaiser Theodosius dem Jüngern, wieder für eine kurze Frist dem Leben zurückgegeben worden seien, um darauf, nachdem sie staunend den Sieg ihres Glaubens geschaut, auf immer zum Frieden einzugehn. Nehmen wir an, daß Menschen aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts nach zweihundertjährigem Schlummer die kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart schauen dürften, sie würden sich gewiß auch über manches zu wundern haben. Vor allem über den Fortschritt der Toleranz, der ja dem siebzehnten Jahrhundert gegenüber nicht geleugnet werden kann. Aber die Geschichte der Duldung zeigt keineswegs eine so gradlinige Entwicklung zum Bessern, wie sie mancher, weil er es so wünscht, auch gerne der Geschichte wohlmeinend aufnötigen möchte. So dürfen wir es ruhig aussprechen, daß ein Freund der Toleranz, der etwa vor fünfzig Jahren in einen solchen Schlummer versunken wäre und heute erwachte, eher einen Rückgang als einen Fortschritt in unsern Tagen wahrnehmen würde, besonders was das gegenseitige Verhältnis der evangelischen und der katholischen Kirche betrifft.

Zu diesen Betrachtungen veranlaßt mich ein Werk, das 1840 zu Ulm (bei Ebner) erschienen ist, unter dem Titel: Neue Grabreden auf die verschiedenartigsten Fälle im menschlichen Leben, bearbeitet von mehreren katholischen Geistlichen, in zwei starken Bänden; ein Werk, das ich manchmal in die Hand nehme, wenn mich die konfessionellen Kämpfe des Tages müde gemacht haben. Diese ehrlichen württembergischen katholischen Theologen würden wahrscheinlich auch nicht wenig erstaunen, wenn sie sehen würden, wie sich der Gegensatz der Kirchen, an dessen Milderung sie mitzuarbeiten suchten, inzwischen wieder verschärft hat, so daß eine katholische Predigtsammlung, wie sie hier vorliegt, heute völlig undenkbar wäre — dank der Thätigkeit der friedliebenden Jünger des spanischen Loyola in unserm deutschen Vaterlande! Diese Grabreden sind freilich meist unbedeutend und zum Teil geschmacklos; ein gewisser rationalistischer Zug macht sich auch vielfach, wenngleich nicht durchweg, geltend; aber es muß uns doch mit Wehmut erfüllen, wenn wir bedenken, wie sehr der streitlustige und unduldsame Geist heute bei dem größten Teile der römischen Geistlichkeit herrschend geworden ist, der vor fünfzig Jahren zwar durchaus nicht fehlte — wir erinnern an den preußischen Kirchenstreit!, — aber doch im ganzen weniger schroff hervortrat.

Wir könnten den Umschwung der Zeiten schon daran erkennen, wie viel in jenen Reden von dem Verdienste Christi die Rede ist, während fast nirgends auf Maria oder die Heiligen hingewiesen wird. In Band 1, S. 372 findet sich das folgende ganz evangelische Bekenntnis:

> Gnädig wird unser Gericht sein und beseligend, wenn uns einzig nur unsre eigne Sündhaftigkeit unablässig vor Augen schwebt, Christi Gerechtigkeit aber durch Buße unsre Gerechtigkeit geworden ist, einzig und allein des Himmels würdig: wenn wir zwar endlich das Unsrige thun, aber nicht auf unsre Verdienste vertrauen und bauen, sondern einzig und allein auf die Erbarmung und Gnade Gottes in Christo Jesu, unserm Heilande.

In einer andern Rede lesen wir von den „falsch andächtigen Pharisäern“ 1, S. 370 f.:

> Mögen sie sich im Weihwasser baden, mit Amuletten und Skapulieren sich verpanzern, und alle Jahre nach Jerusalem und andern Orten wallfahrten; sie sind und bleiben Pharisäer, und ich kann nichts dafür, daß das Evangelium nicht anders lautet, als es lautet und daß Christus für gar alle Sünder, nur für die Pharisäer keine Gnade hat.

Man vergleiche damit die heutzutage so häufige Anpreisung der Skapuliere u. s. f.! An andrer Stelle (1, 189) wird von einer tauben Person rühmend erwähnt, wie sie die Quelle des Trostes und der Kraft durch Lesung der heiligen Schrift und andrer guter Erbauungsbücher von Zeit zu Zeit erneuert habe — also kein Tadel über das Bibellesen der Laien, sondern herzliche Anerkennung!

Und dann das Verhältnis zu den Protestanten! Am Grabe eines viele Jahre leidenden Mannes, dessen Gattin der Augsburger Konfession angehörte, sprach der Geistliche 1, 200 f. (und diese Reden sind nach dem Vorwort alle wirklich gehalten worden, nicht bloß als Musterreden niedergeschrieben):

> Offenbar ist es nur allein dieser Glaube, welcher der Ehefrau des Verewigten den wahrhaft erstaunlichen Mut gab zu gewissenhafter, genauer, pünktlicher Erfüllung ihrer entsetzlich schwergewordenen Ehestandspflichten bis zum letzten Lebenshauche ihres Gatten . . . Solch

treue Pflichterfüllung kommt nicht aus dem Menschen, dem sündigen, sondern der Glaube ist es, der solche Tugenden wirket — der lebendige Glaube an Christus und sein Evangelium.

Es ist charakteristisch, daß der Redner an der evangelischen Christin nicht bloß die Liebe, sondern auch den Glauben rühmt, wozu er in keiner Weise genötigt war. Es ist der milde Geist eines Sailer und Wessenberg, der uns hier entgegenweht.

Mehrfach finden sich Grabreden, die an der Bahre von Protestanten gehalten wurden, wobei allerdings die Hervorhebung der Pflicht der Duldung doppelt nahe lag. Bei der Beerdigung eines evangelischen Sprachlehrers predigte der Geistliche 1, 254 f. über 1. Kor. 13, 1 und sprach es dabei aus, daß auch „der Seligvollendete das Kennzeichen des wahren Christentums, die heilige Liebe, an der Stirne getragen." Er fährt dann weiter fort:

O daß auch uns alle — alle das heilige Band der Liebe umschlänge! Wir wären dann, bei allem Unterschiede der Stände, der Länder, der Weltteile, der Nationen und Konfessionen, nur eine Familie, deren Vater Gott und deren erstgeborner Bruder Jesus Christus ist u. s. f.

Aehnliche Gedanken wurden in einer Nachrede nach dem Leichenbegängnis eines evangelischen Oberförsters, der in einem katholischen Orte beerdigt wurde, geäußert 1, 265 f. Am Grabe eines verunglückten protestantischen Flaschners wurden folgende Worte gesprochen (S. 269 f.):

Dessenungeachtet bringen wir seine Asche in den Schoß der geweihten Erde, wo eben auch die Gebeine unsrer Väter ruhen. Der Unterschied der Religion bewirkt keinen Unterschied der Grabesstätte. Wäre dies auch nicht durch ein Landesgesetz ausgedrückt, wie könnten wir die Liebe, worauf dem Lebenden so willig ein Recht zugestanden wurde, dem Toten entziehen? Ferne von uns sei es, den göttlichen Erbarmungen, die unendlich sind, ein Ziel zu stecken!

Auch andre Gesinnungen, als sie jetzt vielfach von den Amtsnachfolgern jener Männer laut werden!

Merkwürdigerweise finden sich im zweiten Bande, welcher Grabschriften für Leichensteine (übrigens sehr gefühlsselig und schwülstig), sowie Lebensläufe von Verstorbenen enthält, auch die Lebensbeschreibungen von zwei protestantischen Geistlichen. Und was haben die katholischen Priester über ihre evangelischen Amtsbrüder zu berichten? Es werden nicht nur die äußeren Umrisse ihres Lebens eingehend gezeichnet, sondern es finden sich auch die anerkennendsten Worte über die innere Entwicklung, sowie die Wirksamkeit der Verstorbenen. Von dem ersten lesen wir 2, S. 136 f., daß er als Diakon zu H. zwei Jahre lang „stark in der Kraft des Herrn" sein Amt gewissenhaft und treu und mit gesegneter Wirksamkeit versehen habe; es ist dann die Rede von seinen faßlichen, vom Geiste des göttlichen Wortes innig durchdrungenen und von bloß menschlicher Weisheit gereinigten Predigten und Kinderlehren; über seine letzten Tage wird berichtet, daß aus allen seinen Reden während seiner oft schmerzvollen Krankheit sein kindlicher Glaube, den er von allen Anfechtungen des kalten Vernunftglaubens sich rein erhalten, seine herzliche Frömmigkeit, seine innige Liebe zu den Seinigen und seine Sehnsucht nach dem Heilande hervorgeleuchtet habe. Als ein Wort des Scheidenden wird folgender Ausspruch berichtet:

All mein Wissen liegt nun nutzlos vor mir; aber die Erkenntnis Jesu Christi wird mir zur wahren, nie versiegenden Lebensquelle. O ich bin voll Erwartung der ewigen Herrlichkeit, die ich nun bald schauen werde.

Dem zweiten Geistlichen wird das Lob gespendet (2, S. 199), daß die Gemeinde das ihr von seiner Seite mit Ernst und Liebe verkündigte Wort Gottes gern und willig aufgenommen habe, und auch hier ist das Ende in erbaulicher Weise beschrieben. Wenn es sich hier auch wohl nur um erdachte Lebensläufe handelt, so ist es immerhin eigentümlich, daß man das Leben von zwei protestantischen Geistlichen hier so eingehend beschrieben hat, um so mehr, als kein Lebenslauf eines katholischen Pfarrers gegeben wird. Man wollte offenbar die Verbreitung der neuen Sammlung unter evangelischen Theologen damit befördern, daß man auch auf deren Bedürfnisse Rücksicht nahm; immerhin tritt hier die Anerkennung der Gleichberechtigung von beiden christlichen Konfessionen in einem Grade hervor, für welchen heutzutage nicht nur den ultramontanen Eiferern, sondern auch manchen streng konfessionellen Protestanten jedes Verständnis abgeht.

Man fühlt wohl überall beim Lesen dieser Reden, daß man am Vorabend der deutsch-katholischen Bewegung steht. Aber wir wollen doch nicht verkennen, daß diese Bewegung, wenn sie auch einen schlimmen Verlauf genommen hat, in ihren ersten Anfängen selbst viele besonnene Christen mit Begeisterung erfüllte, weil man nun die baldige Verschmelzung beider Konfessionen auf Grund des Gemeinsamen erhoffte. Mag man heute, da die konfessionellen Gegensätze so viel schärfer geworden sind, über die sancta simplicitas solcher Hoffnungen mitleidig lächeln, so lag in dieser heiligen Einfalt doch vielleicht mehr Christliches, als in dem unheiligen und heillosen Eifergeiste, der jetzt in manchen kirchlichen Kreisen auf beiden Seiten herrscht und alles, was noch gemeinsam ist, vergißt. Es wird bei aller Entschiedenheit, mit der wir wider die Anmaßungen des Papismus, für die gute Sache unsrer Kirche einzutreten haben doch immer nötig sein, an das in beiden Kirchen noch vorhandene Erbgut aus dem Vaterhause zu erinnern. Auch der Evangelische Bund, dem mit Recht viele Herzen freudig entgegenschlagen, wird — so hoffen wir zuversichtlich — neben der unerläßlichen Polemik die ebenso wichtige Irenik in diesem Sinne niemals außer acht lassen. Solche Gesinnungen zu fördern, ist auch dieser Aufsatz mit seinem geschichtlichen Rückblick geschrieben worden. D-Fr

---

Römische Wiedertäuferei, ein Triumph des Jesuitismus über den Katholizismus

1. Die jesuitische Neuerung.

Die Leser dieses Blattes haben Mitteilung erhalten über eine Eingabe, welche Sr. Majestät dem Kaiser als dem Schirmherrn der evangelischen Landeskirche Preußens in den ersten Tagen dieses Jahres von einer Anzahl rheinischer Männer unterbreitet worden ist und die neueste römische Ungeheuerlichkeit, die Wiedertaufe evangelisch getaufter Ueberläufer, zum Gegenstande hat.

Der in dieser Eingabe behandelte Fall — keineswegs der einzige, sondern nur ein besonders auffälliger — war in der Gemeinde Kirchherten, unweit Köln, am 27. November 1887 vorgekommen und hatte folgenden Verlauf. Ein evangelischer Schustergeselle war, 22 Jahre alt, zur römischen Kirche übergegangen. Der römische Priester zu Elsdorf hatte denselben, nach Erteilung einigen katholischen Religionsunterrichts, durch bedingte Wiedertaufe in die alleinseligmachende Kirche aufgenommen, ohne auch nur einen Versuch gemacht zu haben, nach der Rechtsgiltigkeit der an dem Konvertiten vormals vollzogenen evangelischen Taufe sich zu erkundigen. Und doch hatte die letztere im hochkirchlichen Mecklenburg statt gefunden, dessen Orthodoxie gegen jeden Zweifel gefeit sein sollte. Der evangelische Pfarrer von Kirchherten, Obertüschen, ein wackrer Mann, der schon manchen Strauß mit den Römlingen zu bestehen gehabt hat, stellte die vollkommene Ordnungsmäßigkeit dieses Taufaktes nach Materie und Form amtlich fest und wandte sich beschwerdeführend durch das Konsistorium an den Evangelischen Oberkirchenrat, welcher seinerseits die Akten an den Kultusminister zur weitern Veranlassung abgab. Durch den Oberpräsidenten der Rheinprovinz wurde nunmehr der geistliche Obere des wiedertäuferischen Priesters, der Erzbischof von Köln, zum Berichte aufgefordert. Derselbe stellte fest, daß die katholische Taufe des jungen Handwerkers mit seiner, des Erzbischofs, Genehmigung „im geheimen" und deshalb wäre vollzogen worden, „weil keine Möglichkeit sich darbot, darüber Aufschluß zu erhalten, ob der Prediger zu Schönberg in Mecklenburg bei den Taufen das zur Giltigkeit Erforderliche zu beobachten pflegte". — Mit diesem Berichte gab der Kultusminister, ohne sich selbst zu irgend welchen Maßnahmen veranlaßt zu sehen, die Akten an den Oberkirchenrat zurück; und dieser sah sich, angesichts der Unthätigkeit der staatlichen Instanzen, zu dem Ohnmachtsgeständnis genötigt: „daß zur Zeit nach den gemachten Erfahrungen keine andre Abwehr gegen die betreffende Praxis der katholischen Kirche übrig zu bleiben scheine, als die Einwirkung auf die öffentliche Meinung."

Der dargestellte Fall ist unterdessen durch einen weitren, fast noch schlimmeren, welcher soeben aus dem altevangelischen Duisburg berichtet wird, überholt worden.*) Hier handelte es sich um die Wiedertaufe eines dreizehnjährigen Knaben, der von einem der frömmsten und ausgezeichnetsten evangelischen Geistlichen der Stadt nach allen Vorschriften der Kirchenordnung und der Agende als Kind getauft worden war. Die Kaplane, sowohl der, welcher, den entgegenstehenden Verfügungen des königlichen Amtsgerichts trotzend, den Konversionshandel angezettelt hatte, wie der, welcher als des ersteren getreuer Sekundant an dem arg- und ahnungslosen Knaben die Taufe vollzog, — beide wußten es von der katholischen Mutter desselben, daß jener seiner Zeit „richtig", „wie in der katholischen Kirche" wäre getauft worden.

Die Erfahrung der jüngsten Zeit lehrt unzweideutig, daß wir es hier nicht mit Einzelfällen von priesterlicher Taktlosigkeit zu thun haben, sondern mit einem auf der ganzen Linie sich vollziehenden neuen Vorstoß des Jesuitismus gegen den Bestand und das Existenzrecht der evangelischen Kirche. Gleichartige Vorkommnisse häufen sich in überraschendem Maße bald hier, bald dort. Etwaigen Zweiflern sei das Büchlein von Pastor Terlinden in Duisburg: Die Taufe der Convertiten (bei Hugo Klein in Barmen; 10 Pfennige) zur Aufklärung dringend empfohlen.

2. Die frühere Praxis!

Das geschilderte Verfahren des römischen Klerus, zweifelsohne ebenso wie die gegenwärtige übereifrige Wühlerei in den Mischehen durch geheime Parole von oben her veranlaßt, giebt vortrefflich Zeugnis für die so hoch gepriesene Lehreinheit der römischen Kirche. Sie ist nämlich das gerade Gegenteil der alten katholischen Praxis und stammt erst aus der Zeit, da unter Pius IX. der jesuitische Geist ultra et citra montes zur Herrschaft gelangte. Einmal im Jahre 1863 war das königliche Konsistorium zu Koblenz in die Lage versetzt worden, gegen Versuche römischer Wiedertäuferei aufzutreten. Damals waren die Staatsbehörden noch evangelisch und noch stark genug, Abhilfe eintreten zu lassen. Seitdem wars wie vorher stille gewesen.

Ein kurzer geschichtlicher Rückblick möge zu einem gerechten Urteil über die Neuerung helfen.

Die Kirche des dritten Jahrhunderts verwarf im großen und ganzen die Ketzertaufe gänzlich. Nur der Bischof von Rom erkannte sie an. Bischof Stephan († 257) ging in dieser Anerkennung sogar so weit, daß er den anders lehrenden Amtsbrüdern (Cyprian und Firmilian) die Kirchengemeinschaft aufkündigte. Er war klug und herrschbegierig genug, um einzusehen, daß man den Häretikern für den Rückweg in den Mutterschoß der Kirche goldne Brücken bauen müßte. Seine Nachfolger dachten und handelten wie er. — Für den großen Augustin ergab sich die Giltigkeit der Ketzertaufe aus der Objektivität ihrer Wirkung, die ihm unabhängig ist von der sittlichen Beschaffenheit des Spenders sowohl wie des Empfängers. „So gut der Teufel sein Eigentum in der Kirche haben kann, so gut kann Christi Eigentum, das Sakrament, außerhalb der Kirche sein."

Diese Anschauung beherrscht das ganze Mittelalter. Thomas von Aquino, der von Leo XIII. so ausschließlich auf den Kirchenschild erhobene Theologe, weist die Unstatthaftigkeit der Wiedertaufe aus den Beziehungen des Sakraments zur Wiedergeburt, zum Tode Christi, zur Erbsünde, sowie aus dem unverwischbaren Charakter nach, welchen dasselbe dem Empfänger aufprägt.

Das Konzil zu Trient, welches unter „Ketzern" bereits in erster Linie Protestanten verstand, setzte fest: die von solchen im Namen der Dreieinigkeit und mit der Absicht der kirchlichen Handlung vollzogene Taufe sei eine wahre (canon 4 de baptismo). — Zwar hat die Klausel von der „Absicht der kirchlichen Handlung" (intentio faciendi quod facit ecclesia) einige Unsicherheit in die Praxis gebracht und jesuitischer Zweideutigkeit zu der Ausflucht der sogenannten „bedingungsweisen Wiedertaufe"*) verholfen. Allein noch im sechzehnten Jahrhundert wurde durch die Beschlüsse mehrerer, namentlich französischer Kirchenversammlungen dieser Mittelweg aufgegeben. Die Protestantentaufe sollte gelten, wofern dabei nur die richtige Materie (Wasser) und die richtige Form (Einsetzungsworte) zur Anwendung gekommen wären.**) Die kirchliche Absicht wurde als selbstverständlich vorausgesetzt. Hierbei hat es bis in die neueste Zeit, also durch drei Jahrhunderte, sein Bewenden gehabt, wenngleich die Jesuiten immer scheel dazu gesehen haben.

*) S. Rhein- und Ruhrzeitung vom 31. Januar dieses Jahres.

Die evangelischen Kirchen ihrerseits haben nie auch nur entfernt daran gedacht, der katholischen Taufe den vollen sakramentalen Charakter abzusprechen, ob zwar sie in der von der biblischen Wahrheit abgefallenen Papstkirche die eigentlich häretische Kirche erkennen mußten. Von seinem reineren Kirchenbegriffe aus hat der Protestantismus die Lehranschauung Augustins mit selbständiger, schriftgemäßer Begründung sich angeeignet und alle Zeit freudig anerkannt, daß „jede christliche Religionsgemeinschaft, sofern sie wahrhaft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes tauft, dies Sakrament giltig und heilskräftig verwaltet und darum dem Leibe Christi Glieder, der Kirche Christi Kinder erzeugt."

3. Grundsätzliche Beurteilung.

Die bisherige katholische Kirchenlehre erklärt jede eigentliche Wiederholung der Taufhandlung für unstatthaft. Auch die bedingungsweise angewandte Taufformel ist, ohne zwingende Notwendigkeit gebraucht, eine mit Schändung des Heiligen verbundene Unregelmäßigkeit. Sie ist also nur dann zulässig, wenn über die Rechtmäßigkeit der ersten Taufe gegründete Zweifel vorliegen. Der Catechismus romanus II, 56 fordert ausdrücklich vorherige genaue Untersuchung des einzelnen Falles (re diligenter perquisita). Hieraus kann jeder mit Sicherheit schließen, wessen der Erzbischof von Köln und die ihm untergebenen Priester in Elsdorf und in Duisburg, da sie in den oben angeführten Fällen entweder die Nachforschung unterlassen oder die Unrechtmäßigkeit der frühern Taufe nicht erwiesen haben, von dem Urteile der eignen Kirche geziehen werden, und wessen diese Kirche selbst sich schuldig macht (1. Tim. 5, 22), wenn sie ihr Urteil nicht zur Geltung bringt.

Vom evangelischen Standpunkte aus ist aber folgendes zu sagen. Es kann uns auf der einen Seite ja ziemlich gleichgiltig sein, ob die Römlinge uns für Ketzer oder für Heiden halten; genug daß wir des Besitzes der göttlichen Wahrheit im Evangelium von dem einigen Heilsmittler Christus uns erfreuen und in unserm Glauben die Gewißheit unsrer Seligkeit hegen. Ja, die besprochne jesuitische Neuerung hat sogar etwas Erfreuliches an sich. Sie deckt das im römischen Lager gefallene Wort von der „evangelischen Schwesterkirche" als pure Heuchelei auf, öffnet den vertrauensseligen Anbetern einer falschen Toleranz vielleicht endlich die schlaftrunknen Augen und setzt verschiedne bisher grundsätzlich festgehaltne Anmaßungen der „Kirche" aufs krasseste ins Unrecht. Der Papst, welcher es duldet, daß seine Bischöfe und Priester die evangelische Taufe in leichtfertigster Weise übersehen, wird es folgerichtiger Weise nicht mehr wagen dürfen, selbst wenn er die Macht hätte, einen Protestanten als Ketzer zu verbrennen oder einen evangelischen Fürsten auf Grund dessen, daß er getauft sei, für die römische Kirche zu reklamiren (Brief Pius IX. an Kaiser Wilhelm I. vom Jahre 1873).

Allein die Sache hat noch eine andre Seite. Wir leben in einem paritätischen Staate als eine aus Protestanten und Katholiken zusammengesetzte Bevölkerung. Wohin muß es da führen, wenn die römischen Priester durch ihre Wiedertäuferei

*) Die Formel lautet: Wenn du getauft bist, so taufe ich dich nicht wieder; bist du aber nicht getauft, so taufe ich dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

**) Wie der ultramontane „Professor" Rebbert in Paderborn in einer seiner Bonifaziusbroschüren um diesen katholischen Grundsatz teils mit Albernheiten, teils mit Frivolitäten sich herumdrückt: das lese man in dem Büchlein von Terlinden nach.

thatsächlich und unleugbar der evangelischen Kirche den Anspruch, eine christliche Kirche zu sein, aberkennen dürfen? Wahrlich, durch einen solchen bisher unerhörten Unglimpf muß das friedliche Zusammenleben der beiderseitigen Konfessionsgenossen aufs schwerste gefährdet werden. Wir haben aber nicht gehört, daß einer jener wiedertäuferischen Priester wegen „Beschimpfung der evangelischen Kirche" aus § 166 des Strafgesetzbuches sei angeklagt worden. — Wird man endlich erkennen, wo die Hetzer, wo die Friedensstörer sind? Werden unsre Staatsmänner endlich es einsehen, wohin wir geraten, wenn man vor diesen dunklen Mächten Schritt vor Schritt weiter zurückweicht? G-S

Gustav-Adolf-Verein und Diaspora

(Vom Zentralvorstande) Im vergangenen Jahre betrugen beim Zentral-Vorstande die Eingänge 6047, eine bisher noch nicht erreichte Zahl! Und dem entsprach eine mindestens gleich große Menge von Ausgängen. Im Anschluß hieran sei auf die Sammelbücher aufmerksam gemacht, die der Zentralvorstand jetzt von neuem für die Zwecke des Vereins anbietet. Schließlich kann nicht genug darauf hingewiesen werden, daß der Zentralvorstand wiederum nachdrücklich und mit vollem Recht auf Versicherung der Kirchen- und Schulgebäude und Immobilien gegen Brandschäden dringt. P G

(Buchhalter Jubisch †) Am 13. Dezember 1888 ist der treuverdiente Buchhalter des Zentralvorstands des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung, Herr Friedrich August Jubisch in Leipzig, sanft entschlafen. An seinem Sarge bezeugte der Vorsitzende, Geh. Kirchenrat Professor D. Fricke, nie einen zuverlässigeren, in seiner Stellung tüchtigeren Beamten und Mitarbeiter als Jubisch gekannt zu haben. Eines Hirten Sohn und selbst anfangs ein solcher, Autodidakt, war er seit dem Jahre 1844 und von den wenigen Hunderten Thalern, die es damals zu verwalten gab, der gewissenhafte Mann, hineingewachsen in die sachkundigste Verwaltung von Hunderttausenden. So sind beinahe 22 Millionen Mark an mehr als 3400 Gemeinden für evangelische Kirchen und Schulen fast ganz durch Jubischs Hand gegangen, in stiller Arbeit. Oefter auch hat er für die Gustav-Adolf-Sache zur Feder gegriffen, „er kannte die Sachen und die Akten und ging nie über sie hinaus." So hat er sich ganz in seinem Berufe aufgerieben; am 2. Dezember hatte er erst seinen 60. Geburtstag gefeiert. Jubischs Gedächtnis wird in den Kreisen des Gustav-Adolf-Vereins in Ehren bleiben. H

(Gerolstein) Die Evangelischen in vier Gemeinden (und noch mehr Bürgermeistereien) an der Kyll in der Eifel beabsichtigen in Gerolstein den festen Kern einer künftigen Pfarrei durch Erbauung eines Pfarrhauses nebst Betsales zu schaffen. Von rund 140 Gliedern sind etwa 80% Beamte der unteren Grade. Nur drei Personen sind in der klassifizirten Einkommensteuer, die Hälfte lebt in Mischehen. Die an die Muttergemeinden fortzuzahlenden 25% Kultussteuer nebst 25% der Klassensteuer zum Vikariatsgehalt bedingen die Bitte an auswärtige und wohlhabendere Glaubensgenossen, die wir hier unserm Leserkreise vorlegen. Gaben sind zu richten an Pfarrvikar Graf, Gerolstein. H

(Goldisthal) Die arme, meist mit Forstarbeiten beschäftigte Gemeinde Goldisthal in Thüringen, 7—9 Kilometer vom Pfarrdorfe Katzhütte entfernt, sehnt sich nach einem eignen Kirchlein. 2000 Mark dazu sind gesammelt, der Kostenanschlag übersteigt nicht 8000 Mark. Es soll also kein üppiger Bau werden. Bisher kann nur in enger Schulstube Andacht gehalten werden, wozu ein Friedhofsglöcklein einladet. Pfarrer Kühne in Katzhütte bittet um freundliche Gaben; der Superintendent Fischer zu Königsee bezeugt die Bedürftigkeit, Würdigkeit und Kirchlichkeit der Gemeinde. H

(Opferwilligkeit einer Gemeinde) In Lingen, einem an der Ems in der Provinz Hannover gelegnen Städtchen inmitten meist katholischer Landbevölkerung, besteht eine kleine lutherische Gemeinde, die sich vor 150 Jahren gebildet und allmählich Kirche, Schule, Pfarr- und Lehrer-Wohnung erworben hat. Der größte Teil der 2000 Seelen zählenden Gemeinde besteht aus Handwerkern und Arbeitern, daneben einigen Beamten; Grundbesitz fehlt aber völlig. Trotz ihrer Armut bringt die Gemeinde alle Gelder selbst auf. Jetzt baut sie ihre zu klein gewordne Kirche um, indem sie einen neuen Flügel ansetzt. Zur Bestreitung der Kosten nimmt die Gemeinde keine Kollekte in Anspruch; das geliehene Kapital wird durch Amortisation allmählich abgetragen. Und trotz dieser für die kommenden Jahre bevorstehenden großen Opfer hat die Gemeinde auf die Aufforderung des Geistlichen, zur würdigen Ausschmückung des jetzt bald fertig gestellten Gotteshauses ihm Gaben ins Haus zu bringen, innerhalb von drei Wochen 1500 Mk. gesammelt, und noch immer werden Gaben abgegeben!

Das ist in der That ein leuchtendes Vorbild opferfreudigen evangelischen Gemeindesinnes. Manche große und reiche Gemeinde unsrer Groß- und Mittelstädte könnte sich diese schlichte, kleine Handwerker- und Arbeitergemeinde zum Muster nehmen und von ihr lernen, sich selber helfen. Es würde sehr Vieles besser stehen in unsrer Kirche.

(Brasilien) Die Kölnische Zeitung brachte am 2. Dezember 1888 einen längern Artikel aus Rio de Janeiro vom 1. November: Die fremden Ansiedlungen in Brasilien, worin ausgeführt wird, daß die deutsche Kolonisation in Brasilien planmäßig beeinträchtigt und die kleineren Kolonialgebiete immer mehr entdeutscht würden. Geht die Sache so weiter, so haben deutsche Sprache und Kultur keine Zukunft in Brasilien. Die gehoffte Anerkennung völliger Religionsfreiheit, vom Senate beschlossen, ist in der Kammer der Abgeordneten mit ansehnlicher Mehrheit verworfen worden. Stets hat die katholische Kirche in Brasilien ihre Vorrechte zu Ungunsten des Protestantismus geltend zu machen gewußt. Da Katholiken und Protestanten bunt durcheinander angesiedelt sind, kommen viele Mischehen vor; aber deren Legitimität hängt lediglich von der Einsegnung des römischen Priesters ab, der sie nur gegen das Versprechen katholischer Kindererziehung vollzieht. Das ist nicht eben Religionsfreiheit und dieser Muß-Katholizismus der Nachkommenschaft aus Mischehen schädigt natürlich ständig den in den älteren Koloniebezirken anfänglich überwiegenden Protestantismus. So lange Kaiser Dom Pedro II. noch gesund und regierungsfähig war, hielt er wenigstens den Einfluß der Jesuiten fern; heute ziehen diese und andre Ordensgeistliche massenweise ins Land; sie und die Soeurs de Notre Dame de Sion nebst andern Schwestern gründen Schulen, und in höchsten Kreisen findet die neue Richtung eine vorher nicht vorhandne Förderung. Im Senate wurde die Thronfolgerin beschuldigt, durch ihr Verhalten sei jenes Gesetz über Kultusfreiheit in der Deputirtenkammer zu Fall gekommen: die Regierung verhielt sich schweigend. Erst als angedeutet wurde, Dona Izabel habe dem Papste Gehorsam gelobt, um die Tugendrose zu bekommen, erwiederte der Minister, davon sei offiziell nichts bekannt. Aber leider liegen die offiziösen Berichte über die Feierlichkeit bei Ueberreichung der Rose in klarem Wortlaute vor: bei Empfang der Rose versprach die Thronfolgerin, dem heiligen Stuhle eine gehorsame Tochter zu sein. Aber daß in den maßgebenden Kreisen die Abneigung nicht bloß dem Protestantismus, sondern auch dem Deutschtum überhaupt gilt, beweist die Kolonisationspolitik der Regierung, welche sich zwar einen Kredit von 20 Millionen Mark für Einwanderungszwecke geben läßt, aber nicht eine einzige Koloniegründung in Aussicht nimmt; jene bedeutenden Mittel scheinen zur Einfuhr von Plantagenarbeitern bestimmt, voraussichtlich Italienern, die man, wie schon seit einem Jahrzehnte, zwischen die deutschen Ansiedlungen schiebt. H

(Fürsorge der Schweizer Protestanten für Chile) Im vorigen Jahrgang Nr. 30, S. 284 wurde aus der Schweiz gemeldet, daß auf Anregung von Herrn Pfr. Grin, welcher die schweizerischen Kolonisten in Chile besucht hatte, der Protestantisch-Kirchliche Hilfsverein beschlossen habe, die Pastoration der evangelischen Landsleute in Chile sich angelegen sein zu lassen, falls die Kantonal-Vereine zu diesem Werke ausreichende Jahresbeiträge zusicherten. Heute kann nun berichtet werden, daß bereits von elf Kantonen auf drei Jahre ein Jahresbeitrag von ungefähr 4000 Franken versprochen ist. Demnach soll im Juli 1889 der erste Reiseprediger nach Chile abgehen. Als solcher ist erwählt worden Kandidat Arnold Leutwyler, der sich zu einem fünfjährigen Dienste hat verpflichten müssen. Um auch den Kolonisten aus der französischen Schweiz vollständig dienen zu können, hat er sich noch vor seiner Abreise durch einen Aufenthalt von wenigstens drei Monaten in einem unsrer französischen Kantone vorzubereiten. Immerhin ist schon jetzt die Aussendung eines zweiten Predigers, der dann ein Welschschweizer sein wird, ins Auge gefaßt für den sehr wahrscheinlichen Fall, daß Privatbeiträge, welche schon jetzt eine Höhe von 1700 Franken erreicht haben, die erforderliche Summe verfügbar machen. K M

Verschiedenes

(Mischehenerlaß des Münchner Oberkonsistoriums) Ein Erlaß des Erzbischofs von München betreffs der gemischten Ehen hat das protestantische Oberkonsistorium zu einer Verfügung an die evangelische Geistlichkeit veranlaßt, die in ihrem wesentlichen Teile lautet, wie folgt:

Am zweiten Sonntage nach Epiphanias d. J. wurde in allen Kirchen des Erzbistums München und Freising eine oberhirtliche Unterweisung über die Ehe von den Kanzeln verlesen, in welcher ein besondrer Teil von der gemischten Ehe handelt. Zu den für Erlangung der Dispensation als unerläßlich bezeichneten Bedingungen zählt eine, welche bisher in solcher Bestimmtheit und Entschiedenheit unsres Wissens in Bayern noch nicht an die Oeffentlichkeit getreten ist: es sei nämlich vor Eingehung der Ehe sicher zu stellen, daß der katholische Eheteil sich angelegen sein lasse, den nichtkatholischen Teil zur wahren Kirche zurückzuführen. Es wird sonach dem protestantischen Verlobten nicht nur wie bisher zugemutet, die sämtlichen zu erhoffenden Kinder unter allen Umständen der katholischen Kirche zu überlassen, sondern auch den eignen Glauben von vornherein preiszugeben, während für den katholischen Glauben die Unantastbarkeit beansprucht wird. Nimmt man zu dieser Zumutung die Feierlichkeit der Promulgation und die Verschärfung durch Strafandrohung für die Nichterfüllung hinzu, so erhellt von selbst, daß mit derselben eine unabsehbare Reihe der unheilvollsten Folgen eröffnet ist. Zudem ist angeordnet, daß die Eingangs erwähnte Unterweisung alljährlich zur Verlesung von den Kanzeln kommt. Daß dadurch für die in gemischter Ehe lebenden Glieder unsrer Kirche die peinlichste Lage und der schwerste innre Konflikt hervorgerufen wird, bedarf nicht der weitern Ausführung. Wir versagen die Trauung in der evangelischen Kirche, wenn sämtliche Kinder der katholischen Kirche zugesichert sind; aber wo findet sich in unsren Bestimmungen auch nur die Spur eines Ansinnens, auf Konfessionswechsel hinzuwirken? Und hier wird die Verleitung dazu als unerläßliche Bedingung gestellt! Es ist wahrscheinlich,

daß die sämtlichen bayrischen Bischöfe dem Vorgange des Erzbischofs von München und Freising folgen; jedenfalls aber wird in der ganzen katholischen [Kirche Bayerns nach diesen Grundsätzen verfahren werden. Wir machen daher, von unsrem Gewissen durchdrungen, unsre gesamte Geistlichkeit mit dembezeichneten Vorgehen, welches das fernere friedliche Zusammenleben der Konfessionen in unsrem Vaterlande in Frage stellt, amtlich bekannt und legen ihr ans Herz, so oft eine gemischte Ehe geschlossen werden will, den protestantischen Teil, bezw. dessen Eltern und Vormünder, nachdrücklichst auf diese den Frieden der Seele wie des Hauses bedrohende Forderung der katholischen Kirche hinzuweisen, damit die Beteiligten in den Stand gesetzt werden, den Ernst und die Tragweite des beabsichtigten Schrittes in vollem Maße zu erfassen. —

(Protest der Evangelischen Allianz gegen russischen Religionszwang).

Neuchâtel und Genf, den 18. Januar 1889.

An Se. Exzellenz Herrn G. Pobedonostzeff, Oberprokurator beim Heiligen Synod zu St. Petersburg.

Herr Oberprokurator!

Das internationale Komitee der Evangelischen Allianz, das im letzten September zu Berlin versammelt war, hat Kenntnis genommen von dem Memorandum [vgl. Neubert, Im Banne Moskaus, S. 91 ff.], welches Ew. Exzellenz an Herrn Edmund Naville, den damaligen Präsidenten des schweizerischen Allianzzweiges, gerichtet haben, in Beantwortung der zu Kopenhagen an Se. Majestät den Kaiser von Rußland übergebenen Fürbitte für die verfolgten Andersgläubigen.

Jenes Komitee hat uns beauftragt, Ihnen den Empfang des Memorandums zugleich mit unsrer Erwiederung anzuzeigen.

Diese Aufgabe, Herr Oberprokurator, ist eine zarte, denn der Standpunkt, auf welchen Sie sich stellen, kann niemals der der Evangelischen Allianz sein. Als internationale religiöse Gesellschaft, welche politischen Fragen durchaus fern steht, kann und will sie nur der unparteiische aber treue Verteidiger der um ihres Glaubens willen Verfolgten sein, zu welchem Bekenntnis sie auch gehören mögen. Wie könnte sie nun, im Namen dieses Prinzips, im entferntesten die von Ew. Exzellenz entwickelten Theorien billigen, die auf nichts andres hinauslaufen, als im Namen einer gewissen Geschichtsphilosophie und gewisser politischer Notwendigkeiten das Grundrecht jedes menschlichen Wesens zu leugnen, Gott nach unserm Gewissen zu dienen?

Vergeblich würden Sie sich, Herr Oberprokurator, auf historische Rechte berufen, die noch dazu sehr zweifelhaft sind, um bei Strafe der Verbannung oder andrer Züchtigungen eine Form der Religion aufzuzwingen, die den Unterthanen von Sr. Majestät dem Zaren vorgeschrieben wird. Es giebt, vergessen Sie es nicht, ein Recht, das über jedem andern steht, ein Recht, das keine Regierung übersehen darf, ohne das Recht zu verletzen, welches Gott selbst jeder Kreatur gegeben hat, frei die Wahrheit zu suchen und sich dem einmal gefundenen Glauben hinzugeben, ohne daß irgend ein Mensch, welches auch sein Ansehen sei, es hindern könnte. Gegen dieses unverjährbare Recht, das auch nicht widerruflich, sondern ein göttliches Geschenk, wie das Leben selbst ist, kann allein die Gewalt, die rohe Gewalt sich wenden, und gegen die Anwendung dieser Gewalt, von wo sie auch ausgehen und unter welchen Vorwand sie sich verstecken möge, hat die Evangelische Allianz protestirt und protestirt noch dagegen. Und dieses Recht, Herr Oberprokurator, hat eine unausbleibliche Folge, nämlich die, seinen Glauben frei zu bekennen. Ist es nicht der Apostel Paulus, welcher ruft: „Ich glaube, darum rede ich!" (2. Kor. 4,13.) — „So man von Herzen glaubt, wird man gerecht und so man mit dem Munde bekennet, so wird man selig." (Röm. 10,10.) Und ist es nicht ein größerer als er, unser Heiland Jesus Christus selber, der sich für die Verteidigung dieses Rechtes hat opfern lassen? Und haben seit diesem Tage nicht alle die, welche Sie mit uns die großen Zeugen des Evangeliums nennen nnd welche Ihre Kirche heilig gesprochen hat, von diesem Rechte Gebrauch gemacht auf Gefahr ihres Lebens?

Wenn wir, Herr Oberprokurator, Ihre Denkschrift recht verstanden haben, dann ist es dies Doppelrecht, frei den Glauben zu wählen und zu bekennen, welches Sie den russischen Gewissen abstreiten, und Sie stellen ein Prinzip fest, bedenken Sie wohl, daß Gewalt vor Recht geht, daß die politischen Interessen den religiösen Rechten vorangehen, und so erklären Sie, daß hinfort keine dissidentische Stimme im Reiche laut werden darf, ohne Züchtigung zu erfahren. Indem wir von neuem, Herr Prokurator, gegen diese Anwendung der Gewalt in den Fragen des Gewissens protestiren, denken wir nicht nur, wie wir es in unsrer Bitte an Se. Majestät gesagt haben, an die Lutheraner der Baltischen Provinzen, sondern auch an Tausende aufrichtiger und treuer Gläubigen, welche durch das ganze große Russische Reich hin ihre Klagen zu Gott emporsenden. Und für diese Brüder im Glauben, nur für diese, tritt die Evangelische Allianz lebhaft ein, in ihrem Namen wiederholen wir es, im Namen des unverjährbaren Rechtes der Gewissen appelliren wir von neuem an die Kaiserliche Gerechtigkeit und an „die höchste Gerechtigkeit dessen, der allein die Königreiche regiert."

Mit Schmerz, glauben Sie es, Exzellenz, konstatirt die Evangelische Allianz noch einmal die Tiefe des Abgrundes, der sie von Ihren Theorien und Maßnahmen in Sachen der Religionsfreiheit scheidet. Ohne Vorurteil gegen irgend jemand spricht sie nur Bitten aus und richtet an Gott nur Fürbitten für Se. Majestät den Kaiser; aber sie weiß, daß „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk," und sie glaubt, um sich der Worte des beredten Genfer Schriftstellers, welchen Sie zitiren, zu bedienen, daß „die freie Predigt des Lebenswortes allein das zerstörende Vorrücken der Predigt vom Nichts aufhalten kann."

Als befugter Ratgeber eines hochberühmten Fürsten denken Sie aufmerksam nach über die Lehren der Geschichte, greifen Sie zurück in die Heiligen Schriften, welche in Ihren, wie in unsern Augen das Wort Gottes sind, und vielleicht, indem Sie unsre Freimütigkeit anhören, werden Sie erkennen, daß unser Protest berechtigt und unsre Erwiederungen einer neuen Prüfung wert sind.

Seien Sie, Herr Oberprokurator, unsrer ausgezeichneten Hochschätzung versichert.

Für das Zentralkomitee.	Für das Genfer Komitee.
F. von Perregaux Präsident.	J. H. Eduard Naville, Präsident.
W. Petavel, Pastor, Vizepräsident.	Louis Ruffet, Prof., Vizepräsident.
G. Godet, Professor, Sekretär.	E. Mittendorf, Pastor, Sekretär.

(Vom Zentralausschuß für die innere Mission) ist der dreißigste Jahresbericht ausgegeben, wertvoll genug, einiges daraus hervorzuheben. Gerade vierzig Jahre sind seit der Begründung des Zentralausschusses vergangen: das hat veranlaßt, den Bericht mit einem Rückblick auf jene folgereichen Wittenberger Septembertage des Sturmjahres 1848 zu eröffnen, wo durch Wicherns Worte begeistert die zur Herstellung eines deutschen evangelischen Kirchenbundes versammelten Männer, an ihrer Spitze von Bethmann-Hollweg, die Errichtung des Zentralausschusses beschlossen und sofort auch ausführten. Auf Grund der damals von Wichern verfaßten, stets denkwürdigen „Denkschrift an die deutsche Nation" ist es die Aufgabe des Zentralausschusses bis heute gewesen, die hundert verschiedenen und getrennten Arbeiten der innern Mission zu pflegen, mit einander in Beziehung zu setzen, neue anzuregen. Seine ganze Arbeit, das sieht man auch aus dem vorliegenden Berichte, war in der That bisher eine Handreichung „den Einzelnen, um damit das Ganze, und ein Dienst am Ganzen, um damit das Einzelne in kirchlicher Beziehung zu fördern." Wir übergehen die Berichte über den Kasseler Kongreß, Agentenreisen u. s. w. Von allgemeinerem Interesse ist, was sich aus den Erhebungen des Zentralvorstandes über die Frage der Sonntagserholungen ergeben hat: Was geschieht, geschieht — leider! — meist von Geistlichen; nur an den wenigsten Stellen findet eine wirkliche Beteiligung der Laien statt. Und doch ist gerade hier das weiteste und dankbarste Feld für Laienarbeit. Dem Leser ist bekannt, daß diese Frage auch auf dem Kasseler Kongreß eingehend erörtert wurde. Ueber die Herbergen zur Heimat ist wertvoll die Nachricht, daß es deren jetzt mehr als 327 in Deutschland giebt. Eine neu bearbeitete Denkschrift über die Begründung und Einrichtung von Herbergen zur Heimat wird jedem, der sich über sie unterrichten will, auf Wunsch aus Berlin (unentgeltlich, auch durch Vermittelung der Redaktion) zugesandt. Bedauerlich ist es, zu erfahren, daß zwischen dem Zentralvorstande und Pastor von Bodelschwingh, also einer Autorität auf diesem Gebiete, ein entschiedener Gegensatz der Auffassung über die Herbergen zur Heimat besteht. Mit großer Energie hat der Zentralausschuß die Seemannsmission in Angriff genommen, trotz oder gerade wegen der unsagbaren Hindernisse dabei. 40000 Deutsche aus allen Gauen des Vaterlandes fahren auf See, fast alle sind kirchlich nicht versorgt und sittlich in steter Gefahr. Soll hier geholfen werden, brauchts viel Interesse und viel Geld: das letztere fehlt der Küstenbevölkerung, das erstere den großen Handelsplätzen und dem Binnenlande. Wann wacht auch hierfür die Liebe endlich auf? Auch den Kampf gegen Trunksucht und Unzucht hat man fortgesetzt: jenen mit Erfolg besonders auf Bauplätzen, diesen — schwierigeren — mit mannhafter Geduld, ohne jedoch bisher über Vorarbeiten hinausgekommen zu sein: man hat eben leider den Eindruck, daß selbst treue christliche Vereinsarbeit auf diesem Gebiete ebensowenig etwas Nachdrückliches bisher erreicht hat, wie Staat und Gesetzgebung. Neu war uns der Bericht von dem Paulinum in Berlin (W. Genthinerstraße 38), einem christlichen Alumnate für höhere Schüler, das sich günstig entwickelt. Das übrige im Jahresbericht Enthaltene besteht in Einzelheiten, vielfach nicht weniger wichtig, aber doch nur mehr für den Fachmann interessant. Der Jahresbericht wird jedem auf Wunsch von dem Zentralausschuß in Berlin, Landgrafenstraße 3, zugesandt, kann auch durch die Redaktion d. Bl. bezogen werden.

P G

(Statistisches aus dem Königreiche Sachsen) Vor uns liegt das von Dr. Viktor Böhmert in Dresden herausgegebene Statistische Jahrbuch für das Königreich Sachsen auf das Jahr 1889 (Dresden bei Heinrich 1888), eine reiche Schatzkammer von allerlei Wissenswertem für jeden, der durch Zahlenreihen ins Leben hineinzublicken versteht. Wir entnehmen der 282 Seiten umfassenden Schrift nur etliche Angaben, für die wir gerade bei unsern Lesern besonderes Interesse voraussetzen.

Allbekannt ist, daß bei den Reichstagswahlen 1887 die Sozialdemokratie im Königreiche Sachsen besiegt wurde. Nichtsdestoweniger ist sie noch heute eine der stärksten Parteien im Lande mit ziemlich 150 000 Vertretern (von im ganzen 520 000). Wenn nun auch diese 150 000 nicht sämtlich einen klaren Einblick in die Ziele der sozialdemokratischen Bewegung haben, so sind sie doch alle mit dem bisherigen Zustande so unzufrieden, daß sie ihn beseitigen möchten. Das ist eine Thatsache, mit der man rechnen muß: mehr als ein Viertel der Bevölkerung ist unzufrieden, tief unzufrieden. Daß einer solchen weitgehenden Unzufriedenheit irgendwie unhaltbare Zustände zu Grunde liegen müssen, ist klar. Welche sind es?

Eine etwaige Verarmung der Gesamtbevölkerung liegt nicht vor. Das steuerpflichtige Einkommen wächst von Jahr zu Jahr. Während es 1883 im ganzen 1 196 189 771 Mark betrug, machte es 1887 schon 1 386 854 675 Mark aus, stieg also in 4 Jahren um rund 190 Millionen Mark. Ebenso stieg der Konsum. Während nämlich 1848 auf den Kopf der Bevölkerung jährlich nur 15 Pfund Rindfleisch und 17 Pfund

Schweinefleisch kamen, verzehrte 1886 im Durchschnitt ein Bewohner 25 Pfund Rindfleisch und 42 Pfund Schweinefleisch im Jahre, und es ist nicht anzunehmen, daß es im wesentlichen die Reichen sind, deren Fleischverbrauch zugenommen hat, da diese schon vor 40 Jahren sich mit genügender Fleischkost nährten. Ebenso stieg der Bierkonsum in überraschener Weise. 1847 trank man 1 208 681 Eimer und 1887 bei einem Bevölkerungswachstum von 3 zu 5 nicht weniger als 5 581 954 Eimer, ein Quantum, an dessen Vertilgung wohl alle Volksschichten etwa gleich stark mitgewirkt haben. In bemerkenswerter Weise stieg auch die Rubrik: Einkommen aus Gehalt und Löhnen. 1883 enthielt sie rund 450 Millionen Mark und 1887 über 550 Millionen Mark, sodaß in vier Jahren der Lebensbestand der auf Gehalte und Löhne angewiesenen Volksklasse um 100 Millionen Mark in die Höhe ging.

Wo liegt also das Geheimnis der großen Unzufriedenheit enthüllt? Ganz kann die Frage wohl überhaupt nie, aber sicher nicht auf statistischem Wege beantwortet werden. Doch lassen sich einige Erklärungsgründe finden.

Die Verteilung des Einkommens ist eine solche, daß man wohl verstehen kann, wie die ärmern Kreise trotz ihrem relativ steigenden Wohlstande unbefriedigt sind. Schon der bloße Kontrast, daß es sieben einzelne Personen giebt, welche jährlich über 300 000 Mark Einkommen haben, während fast 75 000 eingeschätzte Bewohner noch unter 300 Mark Jahreseinkommen besitzen, kann allerlei Gedanken erwecken. Die Besitzenden machen es sich selten klar, was es heißt, daß 45% der Eingeschätzten unter 500 Mark Jahreseinnahmen haben. Mit einem Einnahmequantum von unter 800 Mark jährlich muß sich fast drei Viertel der steuerpflichtigen Bevölkerung begnügen (73,51%). Drei Vierteile der Personen erhalten noch immer nicht zwei Fünftel des Gesamteinkommens (37,82%)! Auf der einen Seite stehen 45,47% der Personen mit 18,68% der Einnahmen, auf der andern Seite 0,60% der Personen mit 14,63% der Einnahmen. Je unter 1600 Mk. Einkommen haben 1 149 168 eingeschätzte Personen mit insgesamt 693 Millionen Mark Jahreseinnahme. Je über 1600 Mark haben 114 014 eingeschätzte Personen mit zusammen 501 Millionen Mark Jahreseinnahme. Mit andern Worten: zehn Personen besitzen über $^5/_7$ dessen, was sonst hundert besitzen. (Vergl. Zeitschrift des k. sächsischen statistischen Büreaus 1887, I und II.)

Macht man sich nun diese Zahlen dadurch anschaulich, daß man sich den Lebensbestand derer, welche unter 500 Mark einnehmen, vergegenwärtigt, so können sie uns wohl lehren, milde, ganz milde über diejenigen unserer Brüder zu urteilen, welche den Druck der obern Zehntausend abschütteln wollen. Das sind Zahlen, welche eine christliche Liebe wachrufen sollten, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat; denn nur durch Liebe in der doppelten Form gesetzlicher Gewährung und persönlichen innigen Wohlwollens sind die in diesen Zahlen enthaltenen Volksschäden zu heilen.

Aehnliche Gedanken erweckt die Betrachtung der Wohnungsstatistik. Zunächst fällt bei dieser auf, wie ungünstig die Wohnungsverhältnisse gerade in Sachsen liegen, selbst eingerechnet, daß man hier unter Wohnung einen durch eine Nummer bezeichneten Gebäudekomplex versteht. Denn während sonst im Reiche 8,1 Einwohner auf eine Wohnung kommen, so in Sachsen 11,2, eine nur von Hamburg (15,3) übertroffene Ziffer. Wichtiger aber ist das Folgende: In 50 Jahren (1834—1885) ist die sächsische Bevölkerung von 1 595 668 auf 3 182 003 gewachsen, hat sich also fast verdoppelt. Dagegen ist die Zahl der Wohnungen nur von 209 122 auf 284 524 gewachsen; d. h. die Wohnungsvermehrung beträgt nicht viel mehr als ein Dritteil. Die Menschen vermehren sich wie 3 : 6, die Wohnungen wie 3 : 4. Der Prozentsatz derer, welche ein eigenes Heim haben, wird immer geringer; die Menschen verlieren immermehr die häusliche Freiheit, welche so wohl thut. Die Wohnungen türmen sich übereinander, statt sich nebeneinander zu stellen. Die einzelnen Personen verlieren an persönlichem Lebensgehalt.

Wie es in den Wohnungen aussieht, sagt die Statistik nicht, aber man nehme die oben geschilderten Einkommensverhältnisse und die moderne Gestaltung des Wohnungswesens zusammen, und man wird auch viele bedenkliche sittliche Erscheinungen erklärt finden. Die Wohnungsfrage muß mit ganzer Liebesgewalt aufgenommen werden.

Was aber thut die evangelisch-lutherische Kirche (es kommt eigentlich nur diese in Betracht, da Sachsen nicht viel über 100 000 Angehörige anderer Konfessionen besitzt), um dem wirtschaftlich teilweis zu wenig befriedigten Volke religiös zu dienen? Auf 3 073 931 Seelen kommen 960 Parochien und 1181 Geistliche (1215 geistliche Stellen); d. h. zu einer Gemeinde gehören durchschnittlich 3202 Seelen und auf einen Geistlichen rechnet man 2603 Gemeindeglieder. Diese Zahlen würden schon dann nicht klein sein, wenn man eine einigermaßen gleiche Verteilung annehmen könnte; wie wenig aber diese vorhanden ist, kann man aus dem ausführlichen „Handbuch der Kirchenstatistik für das Königreich Sachsen" ersehen (Dresden 1888), nach welchem leicht zu berechnen ist, daß z. B. in Leipzig auf eine im Gemeindedienst stehende geistliche Kraft 8700 Seelen kommen, während anderseits Dorfpfarren mit nicht mehr als 200 bis 300 Seelen selbständig bestehen. Die Gemeindeglieder einer solchen Dorfgemeinde sind also, statistisch angesehen, 40mal so gut geistlich versorgt als die Gemeindeglieder einer Großstadtparochie. Was wir wünschen ist nicht, daß man den betreffenden kleinen und kleinsten Dörfern ihre Pastoren nehmen soll, sondern daß man den bis jetzt Entbehrenden ihren oft kaum empfundenen Mangel an geistlichen Amtsarbeitern beseitige. Auch das wird große Opfer kosten.

Wir mögen die Statistik aufschlagen, wo wir wollen, sie sagt auf jeder Seite: Mehr Liebe, mehr Opfer, mehr Hilfe! F N

(Retscherkirche in Speier) Zu dem Aufrufe in Nummer 6 bemerken wir nachträglich, daß der Retschervereín sogenannte Lawinenbriefe hat ausgehen lassen. Der unter dem Aufrufe mitunterzeichnete Konsistorial-Koenig ist im vergangenen Jahre gestorben. Die Pietät gegen den um das Werk hochverdienten Mann hat veranlaßt, seinen Namen beizubehalten. Gaben sind also an Konsistorialrat Risch oder an die Redaktion d. Bl. einzusenden. D H

(Petition § 166 des Reichsstrafgesetzbuchs betreffend). Die bekannte in Nr. 33 d. v. Jg. abgedruckte Eingabe, in welcher um Aenderung des § 166 des Reichsstrafgesetzbuches ersucht wird, ist am 9. ds. mit 30 659 Unterschriften bedeckt an das Präsidium des Reichstags abgesandt worden.

Quittung.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Schadwalde in Westpreußen: 50 Mk. F S, Dresden; je 5 Mk. Gandersheim und N, Gießen; 3 Mk. H W, Berlin.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesheim am Rhein: 10 Mk. B, Greifswald; 5 Mk. Gaedersheim.

Für das Rettungshaus Johannesstift bei Metz: 10 Mk. B, Greifswald; je 5 Mk. Gandersheim und tz, Gießen; 2,30 Mk. G, Hotteln; 1 Mk. Lawalde.

Für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes: 50 Mk. F S, Dresden; je 5 Mk. Gandersheim und N, Giesen; je 3 Mk. E, Niederröblingen und G, Dresden.

Für die Diasporagemeinde Drahomischl in Böhmen zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Kirche (G.-A.-Flugblatt 71): 10 Mk. B, Greifswald.

Für den Frauenverein Edelweiß in Berlin (Pflege armer Näherinnen): 10 Mk. B, Greifswald; 5 Mk. tz Gießen.

Für die evangelische Mission in Ostafrika, insbesondere das Krankenhaus zu Sansibar: 10 Mk. P M, Dresden; 6 Mk. Sammlung in S. Für das Hutten-Sickingen-Denkmal: 5 Mk. F K, Halle a. S.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Verlag von Heyder & Zimmer in Frankfurt a. M.

Historische Briefe

über die seit dem Ende des 16. Jahrh. fortgehenden Verluste und Gefahren des Protestantismus.

Von J. W. Loebell.

8. XII u. 544 S. broch. 4 Mk. 50.

„Zu Nutz u. Frommen weiterer gebildeter Kreise schrieb Loebell diese Briefe und hat mit denselben eine wesentliche Lücke in unserer historischen Literatur ausgefüllt."
C. von Norden.

„Loebell war ein guter mutiger Protestant. Der Ultramontanismus hatte keinen entschiedener Gegner als ihn. Nur von einem so scharf blickenden, so kenntnisreichen und zugleich so überzeugten Protestanten konnte ein solches Buch ausgehen."
X. von Wegele. (Geschichte der deutschen Historiographie.)

„Jeder dieser Briefe ist wie ein abgerundetes Bild, dessen Züge, der Wahrheit getreu entworfen mit tiefem erschütternden Ernste zu unserer Gegenwart reden; nirgends treten uns leere Phrasen entgegen, sondern überall die geschichtlichen Thatsachen selbst."
Senior Dr. theol. Steitz.

„Ein Buch, das zum Gemeingut des Protestantismus, speziell aber des Evangelischen Bundes werden muß."
Kirchl. Korrespond. f. d. d. Tagespr.

Verlag von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig

Die Grenzboten

Zeitschrift
für
Politik, Litteratur und Kunst
48. Jahrgang.

Inhalt von Nr. 6. Ausgegeben am 7. Februar 1889.

Die letzten Wahlen in Paris. Weiteres zum Versicherungswesen. 2. Eine Feuerversicherungs- und Schäden-Statistik. Die Gebietsentwicklung der Einzelstaaten Deutschlands. Von R. Pape. Das Großherzogthum Hessen. (Schluß). Die Geschichte von dem kranken Königssohne. Von F. Kuntze (Schluß). William Congreve. Die revolutionäre Gesellschaftskritik in Schillers Jugenddramen. Aus Oesterreich. Maßgebliches und Unmaßgebliches: Nationale Männer — Eine Doppelbibel — Kannitverstan. Litteratur.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig